[redacted]

Ludendorff

von

Dr. Wilhelm Spickernagel

Staatspolitischer Verlag · G · m · b · H · Berlin

Preis 4 Mark

Ludendorff

von

Dr. Wilhelm Spickernagel

1919

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. / Berlin

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin

Druck von Ernst Mauckisch in Freiberg in Sachsen.

Inhalt.

I.

Einleitung.

Gewinn oder Verlust dieses Krieges war in erster Linie eine Frage der führenden Persönlichkeiten. Daß wir in der politischen Leitung des Reiches vor dem Kriege und während dieses Krieges keine starke Persönlichkeit besaßen, ist zu unserem Verhängnis geworden. Um so dankbarer empfand das deutsche Volk während des Krieges die einheitliche und feste Führung auf militärischem Gebiete durch die Männer unserer Obersten Heeresleitung. Ihre genialen Leistungen, welche die Bewunderung der ganzen Welt hervorriefen und denen auch der Feind seine Anerkennung nicht versagt hat — bis auf den heutigen Tag! — haben durch die Schwäche und Unentschlossenheit unserer Staatsmänner ihre notwendige politische Ausmünzung nicht gefunden. Das war nicht ihre Schuld!

Ein zusammengebrochenes Volk aber ist nicht geneigt, sachlich und unparteiisch zu urteilen. Die Enttäuschung unterlegener Nationen hat noch immer nach Schuldigen gerufen und will ihr Opfer haben! Diese Seelenverfassung unseres Volkes kommt den heute bei uns herrschenden Politikern gelegen, und indem sie das in eigener Brust pochende Schuldbewußtsein überschreien, lassen sie ihren Ruf: „Haltet den Dieb!" laut auf allen Gassen ertönen. Eine von gewissenlosen Volksverführern aufgepeitschte Menge aber wandelt ihr jubelndes „Hosianna!" von gestern schnell in ein schrilles „Kreuzige!" von heute. Höchst unwürdig ist solche Undankbarkeit eines Volkes, das seine erprobten Führer in der Stunde des Unglückes im Stich läßt. Umsomehr erwächst denen, deren Gehirn nicht von rotem Nebeldunste umlagert

ist, die Pflicht, sich ein gerechtes Urteil über jene Männer zu bewahren, die während dieses Krieges unser einziger Halt, unsere letzte Hoffnung waren, die in rastloser Tätigkeit und selbstloser Aufopferung Tag für Tag, halbe und ganze Nächte ihr Herzblut an die Erfüllung ihrer ungeheuren Aufgaben setzten und während dieser langen Jahre nur einen Ehrgeiz kannten: den deutschen Sieg und nur eine Sorge: die Rettung des schwerbedrohten Vaterlandes! Die hartumstrittenste Persönlichkeit unter den militärischen Führern ist heute ohne Zweifel General Ludendorff. Skrupellose Hetze und eine mit allen Mitteln amtlicher Propaganda ins Werk gesetzte Legendenbildung haben sein Bild bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und lassen diesen Mann der Öffentlichkeit als einen rückständigen Gewaltmenschen mit napoleonischen Machtgelüsten oder gar als einen genialen „Hazardeur" erscheinen. Wenn die Geschichte erst ihr unbefangenes, unbestechliches Urteil sprechen kann, wird sie mit solchen Geschichtsfälschungen hoffentlich gründlich aufräumen und das in der Gegenwart so beliebte Thema: „Wie wir belogen wurden!" wird dann einmal von einer anderen Seite aus beleuchtet werden. —

Aber auch heute schon erscheint der Versuch notwendig und nützlich, auf Grund des der Gegenwart vorliegenden, freilich noch recht bescheidenen Tatsachenmaterials ein von blinder Parteileidenschaft freies neutrales Bild der Persönlichkeit Ludendorffs zu zeichnen. In ihm sind die besten Eigenschaften unserer stolzen Vergangenheit verkörpert, des „alten, fluchbeladenen Regimes", wie unsere Revolutionshelden zu sagen belieben. Und eine Persönlichkeit! das werden auch seine verbissensten Gegner nicht abstreiten wollen. Harden, der wohl militaristischer Neigungen nicht übermäßig verdächtig erscheint, nennt ihn mit unleugbarer Hochachtung „die einzige bedeutende Gestalt des deutschen Krieges". Wir machen uns Hardens Ausführungen über den General nicht im einzelnen zu eigen und halten insbesondere sein Verfahren für abwegig, die Persönlichkeit Ludendorffs gegen den Feldmarschall von Hindenburg auszuspielen, dessen Ehrfurcht heischende Gestalt Hardens Seele naturgemäß fremd bleiben mußte.

Immerhin scheint uns die von solcher Seite kommende Anerkennung besonders bemerkenswert. Sie sollte den Vielen, Allzuvielen, die heute die Ludendorff-Hetze mehr unbedacht als böswillig mitmachen, zu denken geben und sie bewegen, falsche Vorurteile fallen zu lassen. Dem Werden und Wirken eines bedeutenden Menschen nachzuspüren, bietet immer einen besonderen Reiz. Stets aufs Neue wird man bei solchem Forschen der Wahrheit bewußt, der Goethe, auf der Höhe des Lebens stehend, Ausdruck verliehen hat, höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit! Keine größere Freude gibt es ja nach Bismarck, als sich in der Trübsal der Gegenwart der frohen Zeiten vergangenen Glücks zu erinnern. Von einem ähnlichen Gefühl werden wir heute beschlichen, wenn wir rückschauend die Bilder großer Männer aus einer stolzen und glücklichen Vergangenheit vor unserer Seele erstehen lassen, einer Vergangenheit, die soeben noch Gegenwart schien und doch unwiderbringlich dahin ist.



Vor dem Kriege.

II.

Aus Ludendorffs Jugendtagen.

General Ludendorff entstammt der Heimatprovinz des Feldmarschalls von Hindenburg. Er ist in Kruszewina, dem bei Schwersenz in der Provinz Posen gelegenen väterlichen Gute geboren. Es ist in der Tat ein eigenartiges Zusammentreffen, auf das Dr. Otto Krack in seiner Schrift*) über den General hinweist, daß die beiden Männer, denen unser Vaterland die Befreiung Ostpreußens und die Sicherung der deutschen Ostmark gegen den Einfall der russischen Horden zu danken hat, „auf derselben Scholle das Licht der Welt erblickten, als Kinder dieselbe Luft atmeten, von derselben Natur die ersten Eindrücke empfingen". Eine Tante des Feldherrn, die unter dem Namen T. von Heinz bekannte Jugendschriftstellerin Henny von Tempelhoff, hat uns in ihrem Tagebuch**) aus längst vergangenen Mädchenjahren eine Reihe biographisch interessanter Einzelheiten aus dem Leben des jungen Ludendorff übermittelt. Mit liebevoller, nach Frauenart idealisierter und sehr ins einzelne gehender Kleinmalerei hat sie ein anschauliches Bild von dem Ludendorffschen Familienkreise, der Jugendstätte ihres „Lieblings", entworfen, in der auch sie nach ihrem Zeugnis ein reiches Glück gefunden, dessen Widerschein noch in der Erinnerung die späteren Tage ihres Lebens mit goldenem Schimmer verklärt.

Das Glück des Hauses Ludendorff lag nicht in äußerem Glanze und Reichtum begründet. Damit hatte das Schicksal

*) General Ludendorff, der Generalstabschef Hindenburgs von Dr. Otto Krack. 1915 Berlin August Scherl. S. 16.

**) Henny von Tempelhoff, Mein Glück im Hause Ludendorff, Berlin 1918 August Scherl.

die Eltern Ludendorffs nicht übermäßig verwöhnt. „Aus eigener Kraft" scheint als goldener Leitspruch über ihrem tätigen Leben gestanden zu haben, und sie haben ihr Brot buchstäblich im Schweiße ihres Angesichts genossen.

Im Besitz nur geringer eigner Mittel, aber in unermüdlichem, nie erschlaffendem Tätigkeitsdrange hat der Vater, der am 13. März 1833 in Stettin geboren war und am 11. Januar 1905 in Berlin starb, seiner Wirtschaft die Erzeugnisse abgerungen, um die bescheidenen Bedürfnisse einer bürgerlich einfachen Lebenshaltung zu befriedigen. Mit verständnisvoller Kameradschaft stand ihm seine Lebensgefährtin, Clara Jeannette Henriette geb. von Tempelhoff, zur Seite. Sie war am 19. Dezember 1840 in Berlin geboren und als Tochter eines alten vornehmen Adelshauses an höhere Lebensansprüche gewöhnt. Gleichwohl hat sie in dem Leben als Landfrau an der Seite des Rittmeisters a. D. August Wilhelm Ludendorff, der sie am 19. Mai 1860 heimführte, eine wahre und tiefe Herzensbefriedigung gefunden.

Arbeit galt den beiden nicht als eine Last, sondern als das Schönste und Beste, was das Leben uns bescheren kann, und diese hohe sittliche, echt christliche und deutsche Auffassung der Arbeit als Selbstzweck, die leider der späteren Zeit in hohem Grade verloren gegangen ist, war wohl das wertvollste Erbe, das die Eltern ihren Kindern überliefert haben. In ihrer Anspruchslosigkeit und Pflichttreue bot dieses Ehepaar ein Urbild jener zahlreichen deutschen Familien, die in der Ostmark unseres Vaterlandes auf einsamen Vorposten durch zähe Ausdauer deutsche Kultur verbreitet und verteidigt haben. Ihr großer Sohn sollte vom Schicksal dereinst bestimmt sein, dieses Kulturwerk der Deutschen im Osten im Augenblick der höchsten Gefahr vor drohender Vernichtung zu retten. Die Revolution hat in frevelhafter Pflichtvergessenheit sein Werk — ohne Not — preisgegeben, den Feinden kampflos ausgeliefert und damit ewige Schmach und Schande auf ihren Namen geladen. Fünf Kinder sind dem glücklichen Lebensbunde der Eltern entsprossen, dem Alter nacheinanderfolgend: Richard, Else, Erich, Hans und Gertrud. Der dritte Sprößling wurde Friedrich Wilhelm Erich getauft. Den Rufnamen

trägt er zur Erinnerung an seinen großen Vorfahren, den König Erich XIV. von Schweden, von dem seines Vaters Mutter abstammt. Wer die stattliche Männlichkeit des Generals Ludendorff ins Auge faßt, wird unwillkürlich daran gemahnt, daß in seinen Adern das Blut nordischer Könige kreist. Den seinen Rufnamen vorangehenden Doppelnamen wählte der Vater als glühender Verehrer des angestammten hohenzollernschen Königshauses. Vom Vater hat er „die Statur, des Lebens ernstes Führen". Der war im Grunde mehr Soldat als Landwirt. Zu spät hatte er erkannt, daß ihn sein ureigenstes Gefühl zum militärischen Leben trieb. Zeitlebens hat er daran gekrankt. Sein ganzer Stolz war es, in den Feldzügen der Jahre 1866 und 1870 für König und Vaterland streiten zu dürfen. Er tat sich wiederholt durch seine Tapferkeit hervor und wurde mit dem eisernen Kreuze ausgezeichnet.

Sein brennendster Wunsch ging dahin, daß seine Söhne sich dereinst dem über alles geliebten Berufe widmen und des Königs Rock in Ehren tragen sollten, und schon bei ihrem Eintritt ins Leben begrüßte er sie als zukünftige Offiziere. Nicht nur von väterlicher Seite her steckten die soldatischen Überlieferungen im Blut des jungen Ludendorff. Der Urgroßvater von mütterlicher Seite, Georg Friedrich Tempelhoff, nahm als Freiwilliger an allen Schlachten des siebenjährigen Krieges teil und wurde nach der Schlacht von Kunersdorf zum Leutnant befördert. Durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, insonderheit in der Mathematik, lenkte er die Aufmerksamkeit des großen Königs auf sich, der ihm den Unterricht seiner fähigsten Offiziere übertrug und ihn in Anerkennung seiner Verdienste um das Artilleriewesen in den Adelsstand versetzte. Über Persönlichkeit und Lebensgang dieses Ahnen teilt uns Dr. Krack*) noch folgende Einzelheiten mit: Friedrich Wilhelm II. ernannte Georg Friedrich von Tempelhoff zum Oberstleutnant und ließ seine beiden ältesten Söhne, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig, von ihm in der Mathematik und den militärischen Wissen-

---

*) a. a. O. S. 22

schaften unterrichten. 1798 erhielt er den Orden pour le mérite, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und focht im Revolutionskrieg als Chef der ganzen Artillerie unter dem Herzog von Braunschweig in Frankreich und am Rhein. 1802 wurde Generalmajor von Tempelhoff zum Generalleutnant befördert und schließlich mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler ausgezeichnet.

Er war ein weitbekannter, berühmter Mann, der in hohem Ansehen stand. Auch in wissenschaftlichen Kreisen war er als Fachmann anerkannt. Der große Forscher und Gelehrte Gauß bezeichnet ihn als „einen der besten deutschen Mathematiker". Von der Berliner Akademie der Wissenschaften erhielt er einen Preis für seine Arbeit über die Bestimmung der Bahnen der Kometen. Außer zahlreichen astronomischen und mathematischen Büchern hat er auch eine seinerzeit sehr geschätzte und vielgelesene „Geschichte des siebenjährigen Krieges" geschrieben, die mehrere Bände umfaßt. So waren bedeutungsvolle Erinnerungen im elterlichen Hause lebendig, wohl geeignet, auf Erziehung und Wesensrichtung des heranwachsenden Knaben Einfluß zu gewinnen, zumal der Vater die ruhmvolle Vergangenheit durch seine Erzählungen liebevoll lebendig erhielt. Keine größere Freude wußt' er sich an Sonn- und Feiertagen, als mit Nachbarn oder ehemaligen Kameraden, die bei ihm zu Gaste weilten, alte Kriegserinnerungen auszutauschen oder militärische Zeitfragen zu besprechen.

War so der künftige Beruf des jungen Ludendorff vom Schicksal gewissermaßen vorher bestimmt, so wurde seiner Erziehung doch keinerlei Zwang angetan. Eine bei aller Einfachheit des Lebens frohe und sonnige Jugendzeit hat der Feldherr unter der Obhut sorgender Eltern verlebt. Ein Abglanz jener Glückszeit liegt auf dem ganzen Wesen des innerlich gesunden und gefestigten Mannes. Die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen in jenem Kinderland seines Lebens. Niemand hat das dankbarer zu würdigen gewußt, als der Feldherr selbst. Mit besonderer Zärtlichkeit hing die Mutter an ihrem geliebten „Herzensjungen", der durch sein goldenes Gemüt, sein innerlich vornehmes und lauteres Wesen, seinen Fleiß und seine früh sich zeigende Bereitschaft, sich nützlich zu

machen, wenn es etwas zu helfen gab, ihrem mütterlichen Herzen von früh auf besonders nahestand. Umgekehrt hat der Knabe das Glück einer hingebungsvollen und selbstlosen mütterlichen Liebe mit tief innerlicher Dankbarkeit empfunden und in späteren Lebensjahren den schönsten Lohn seines Strebens in der Möglichkeit gesehen, für die betagte Mutter sorgen zu können.

Der Unterricht der Ludendorffschen Kinder war anfangs Hauslehrern anvertraut worden, bei deren Auswahl die Eltern jedoch keinen sonderlich glücklichen Griff getan hatten. Erst als Henny von Tempelhoff, die eingangs erwähnte Tante der Kinder, das Erziehungsamt übertragen wurde, begann sich der Unterricht fruchtbringend und erfolgreich zu gestalten. Sie brachte außer ihrer erzieherischen Fähigkeit und einem ausgeprägten Verantwortlichkeitsgefühl vor allem eine mütterliche und kameradschaftliche Zuneigung für ihre Zöglinge in ihr schwieriges Amt mit, die ihr die Herzen der Kinder im Sturm eroberten und die ernste Lernarbeit zu einer „fröhlichen Wissenschaft" werden ließ.

Diese gute Tante hat bald den jungen Erich ganz besonders in ihr Herz geschlossen. Nach ihrem Zeugnis war es „eine Lust, ihn zu unterrichten". Zwar gehörte er nicht zu den Schülern, denen das Wissen ohne alle Mühe anfliegt, dafür saß aber das mit Eifer und Fleiß Erworbene um so fester. Sein Lieblingsfach war Geschichte und seine Kenntnisse darin überraschend, aber auch in den übrigen Fächern, besonders in der Mathematik, für die er eine besondere Vorliebe besaß, war er ein vortrefflicher Schüler. Die Tante berichtet uns von seiner früh ausgeprägten unbeirrbaren Sicherheit und Selbständigkeit und außergewöhnlichen Willensfestigkeit. Niemals bedurfte es bei ihm eines Antriebes zum Lernen. Er konnte morgens nicht früh genug dazu kommen. Fast allabendlich gab es eingehende Unterhandlungen darüber, wie früh er geweckt werden durfte und daß er auch ja zuerst geweckt würde.

Dabei war der Knabe kein Spielverderber. Die Kletterpartien der Geschwister, die Mäuse- und Rattenjagden in den Ställen und auf den Feldern bereiteten ihm einen diebischen

Spaß, und all die köstlichen Freuden, die nur das Landleben der aufwachsenden Jugend zu bieten vermag, hat er nach Herzenslust ausgekostet. Die auffallende Eigenart an ihm war die Zurückhaltung im Verkehr mit fremden Kindern. Eine angeborene Feinfühligkeit ließ ihn jede nähere Berührung mit groben Manieren, Unsauberkeit und ähnlichem als etwas Unangenehmes, seiner Natur durchaus Widerstrebendes empfinden.

Im April 1873 siedelten die Eltern nach der väterlichen Heimatprovinz Pommern über, wo der Vater die drei Güter Thunow, Geritz und Streckenthin in Pacht nahm. Später als gewöhnlich trat Erich Ludendorff in die Kadettenanstalt ein. Bis zum zwölften Lebensjahre hatte er auf diese Weise das Beispiel seines pflichttreuen Vaters und seiner selbstlosen Mutter täglich vor Augen, also bis in ein Alter hinein, in dem er wenigstens anfing, Eindrücke bewußt in sich aufzunehmen. Das erschien der Tante mit Recht von innerlichem Wert für seine Charakterbildung. Die aufopfernde Erziehungstätigkeit der Tante wie der Lerneifer ihres Zöglings fanden in gleicher Weise ihren schönsten Lohn, als sich Erich der Aufnahmeprüfung für die Kadettenanstalt unterzog. Während er zuerst für die Quinta geprüft werden sollte, errang er sich durch seine zu Tage tretende große Reife sogar die Aufnahme in die Untertertia. In dem von tiefer Dankbarkeit überquellenden Briefe der glücklichen Mutter an ihre Schwester Henny ist der Segenswunsch eingeschlossen: „Gott erhalte mir meinen Herzensjungen so brav und gut, wie wir ihn aus den Händen geben!" An seine Kadettenjahre in Plön und Lichterfelde hat der General stets gern zurückgedacht. Er erblickte ebenso wie der Feldmarschall von Hindenburg in der Kadettenschule die beste Pflanzstätte für junge Offiziere. Mühelos hat er die Stufen des Kadettenkorps erklommen und stets glänzende Zeugnisse heimgetragen. Nach Abgang aus der Selekta wurde er mit 17 Jahren und 6 Tagen zum Leutnant befördert. Die Erziehung der Eltern und der guten Tante haben gute Früchte getragen. Sie war darauf gerichtet gewesen, das Glück nicht in äußeren Gütern des Lebens, sondern vornehmlich im Gefühl erfüllter

Pflicht und erfolgreichem Strebens zu finden. Solche spartanische Einfachheit der äußeren Lebensführung ergab sich durch die elterlichen Verhältnisse von selbst. Die Erwartungen, die seine Familie an die Übernahme der pommerschen Güter geknüpft hatte, erfüllten sich leider nicht. Der Umschwung in den landwirtschaftlichen Verhältnissen, das ungeheure Steigen der Löhne auf der einen, das Fallen von Preisen auf der anderen Seite, obendrein beträchtliche Mißernten bewirkten, daß der Vater Ludendorffs oft mit recht ernsten Sorgen zu kämpfen hatte. Mit knappen Zuschüssen hat sich sowohl der Kadett, wie auch der Leutnant begnügen und sich sicherlich wohl manchen Herzenswunsch überschäumender Jugendseligkeit versagen müssen. Solches Versagen aber wird seiner gefestigten Willensnatur nicht sonderlich schwer gefallen sein und hat ihm manche Mußestunde für das Lesen guter Bücher verschafft, ohne welche die staunenswerte Belesenheit des Generals schwer erklärlich wäre.

Das Elternhaus, das reine, gesunde und in tüchtiger Arbeit fröhliche Familienleben des Hauses Ludendorff, das uns aus dem Tagebuch des Fräulein von Tempelhoff entgegentritt, hat sich in der Tat als der Mutterboden erwiesen, dem heute und immerdar alles Gute und Große entsprießt.



III.

Militärische Laufbahn vor dem Kriege.

Ludendorffs militärische Laufbahn bildet einen sprechenden Beweis dafür, daß unter dem vielgeschmähten preußischen „Militarismus" freie Bahn für den wirklich Tüchtigen war, während der neue „Volksstaat" diesen Grundsatz zwar täglich bis zur Ermüdung verkünden läßt, in Wirklichkeit aber nur den Gesinnungstüchtigen freie Bahn gewährt und den Aufstieg von der Parteizugehörigkeit abhängig macht.

Schon sehr bald sind die militärischen Vorgesetzten auf den befähigten Offizier aufmerksam geworden, und lange, bevor die deutsche Öffentlichkeit den Namen Ludendorffs zum ersten Male nennen hörte, galt er im Heere und an maßgebender Stelle als einer der besten Köpfe des Generalstabes. Das angeblich rückständige preußische Heer war eben in Wahrheit in seinen Einrichtungen mit neuzeitlichem Geiste erfüllt, und insbesondere der preußische Generalstab stellte eine Auslese wirklicher Tüchtigkeit dar, um die uns das Ausland mit Recht beneidete und war, wie dieser Krieg tausendfach erwiesen hat, eine Pflanzstätte bedeutender Heerführer.

1882 trat Ludendorff aus der Selekta der Kadettenschule in Groß-Lichterfelde als Leutnant in das 8. Westfälische Infanterieregiment Nr. 57 in Wesel ein. Schon im Sommer 1887 erhielt er sein erstes größeres Kommando zur Militärturnanstalt in Berlin.

Unter Vorpatentierung wurde er von hier aus zur Marineinfanterie versetzt. Dieses neue Kommando war für den jungen Offizier besonders bedeutungsvoll, bot es ihm doch Gelegenheit, seinen Gesichtskreis durch eine Reihe

größerer Reisen nach Schweden, Norwegen, England und Schottland zu erweitern. 1890 bestand er die Aufnahmeprüfung für die Kriegsakademie in Berlin, auf der er 3 Jahre verblieb.

Als Hauptfach wählte er Russisch. Seine wissenschaftlichen Fortschritte verschafften ihm Urlaub zu einer mehrmonatlichen Studienreise nach Rußland, die er nach Beendigung seiner akademischen Studienzeit im Frühjahr 1894 mit Unterstützung des Generalstabes unternahm.

Mannigfaltige und wertvolle Eindrücke hat der spätere Bezwinger des Zarenreiches auf seiner Reise gesammelt, die ihn über Petersburg und Moskau bis zur Krim hinunterführte. Wenn auch vor seiner Seele kaum schon das Zukunftsbild des unvergleichlichen Siegeszuges des deutschen Ostheeres gestanden haben mag, so hat doch der junge Generalstäbler die militärischen, wirtschaftlichen und politischen Zustände im russischen Reich sicherlich mit aufmerksamen und kritischen Augen in sich aufgenommen. Das Geheimnis seiner genialen Kriegführung gegen Rußland, die erst von einem späteren Geschlecht voll gewürdigt werden wird, liegt wohl nicht zuletzt in dem Umstande begründet, daß der Feldherr in jungen Jahren aus eigener Anschauung Land und Leute in Rußland kennen gelernt hat und in die rätselhafte Psyche des russischen Menschen eingedrungen ist. 1895 wurde der Dreißigjährige als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Die folgenden Jahre bringen eine Reihe abwechslungsreicher Kommandos und schnellen Aufstieg: 1896 zum Generalkommando des IV. Korps in Magdeburg, 1898–1900 Kompaniechef im 8. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 61 in Thorn. 1901 als Generalstabsoffizier zur 9. Division nach Glogau. 1902 wird er zum Major befördert und zum Generalkommando des V. Armeekorps nach Posen versetzt. 1904 wieder zum Großen Generalstab nach Berlin. 1906 wird er an die Kriegsakademie berufen, wo er Taktik und Kriegsgeschichte unterrichtet. 1908 Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab, am 21. April 1911 Oberst.

Im Generalstab bot sich für die Fähigkeiten Ludendorffs ein ebenso anregendes, wie verantwortungsvolles Arbeitsfeld. Dem Generalstab fällt bekanntlich im Frieden die Aufgabe zu, die Entwicklung des Heerwesens zu überwachen, in Einklang mit den Fortschritten der Kriegswissenschaft und Technik zu bringen und in aller Stille und Verborgenheit den Aufmarsch der Wehrmacht für den Kriegsfall vorzubereiten, derart vorzubereiten, daß sich Mobilmachung und Aufmarsch bei Kriegsbeginn reibungslos nach einem großangelegten Kriegsplane abwickeln können. Für Deutschland, das von zahlenmäßig weitüberlegenen Gegnern eingekreist war, erschien diese Aufgabe von ganz besonderer Wichtigkeit. Bereitsein war in unserer Lage Alles!

Die ungeheure Arbeitslast, die für die Durchführung dieser Aufgabe geleistet werden mußte, blieb der großen Öffentlichkeit im allgemeinen völlig verborgen. Heute, nach dem Zusammenbruch, ist das deutsche Volk naturgemäß erst recht nicht in der Lage, die entsagungsvolle Friedensarbeit unseres Generalstabes nach Gebühr einzuschätzen.

Aber in den unvergeßlichen Augusttagen 1914 war doch das ganze Volk einmütig voll staunender Anerkennung über das sich vor seinen Augen vollziehende Wunder. „Als die Mobilmachung ausgesprochen war, erlosch alle Nervosität, auch aus der Ferne spürte man das Weben und Walten eines Heerwesens, das nun aus dem „Leerlauf" zur aufs höchste gesteigerten Leistung aufgerufen ward". So urteilte ein neutraler Schriftsteller*) über den Erfolg der Friedensarbeit unseres Generalstabes. Dem einfachsten Kopf ward es in jenen Tagen klar, daß der vielgeschmähte und übrigens unentbehrliche „Drill" doch wohl nicht allein imstande gewesen wäre, solche Höchstleistung zu vollbringen, daß vielmehr die planvolle Bewegung der Millionen Einzelwesen von unsichtbarer Stelle aus durch einen vorausschauenden überlegenen Geist nach vorbestimmten Zielen gelenkt und geleitet wurde.

---

*) Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges. Deutsche Verlagsanstalt 1917. I. S. 10?.

An der Erhöhung der Schlagfertigkeit unserer Wehrmacht hat Ludendorffs Tätigkeit im Generalstab hervorragenden Anteil. Was in den letzten Jahren an Fortschritten und Neuerungen auf diesem Gebiete im deutschen Heere eingeführt worden ist, geht zu einem großen Teil auf seine Anregungen und Vorschläge zurück.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Würdigung seiner Tätigkeit, wie für die Kritik der deutschen Kriegführung überhaupt, erscheint uns heute seine Mitwirkung an der letzten großen Heeresvorlage vom Jahre 1913.

Angesichts unserer strategisch überaus gefährdeten Lage erreichten die Aufwendungen für unsere Kriegsausrüstung vor dem Kriege längst nicht mehr das zu Verteidigungszwecken gebotene Maß, wie der Verlauf des Weltkrieges hinlänglich erwiesen hat.

„Wie sehr wir uns bereits von einer wirklichen Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht entfernt hatten, beweist der Umstand, daß bei Eintritt der Mobilmachung sich über 1½ Millionen Kriegsfreiwilliger meldeten. Selbst, wenn man berücksichtigt, daß sich unter diesen zahlreiche jüngere Leute befanden, die im Frieden der Dienstpflicht später genügt haben würden, eine überaus stattliche Zahl. Erst im Kriege sind wir zur Anspannung unserer ganzen Volkskraft für den Heeresdienst geschritten".*) Die Krisen der letzten Jahre, von 1911 an, veranlaßten immerhin eine Beschleunigung unserer Rüstungen, und der Sinn der letzten großen Wehrvorlage von 1913 lag darin, die längst nur noch auf dem Papier stehende allgemeine Wehrpflicht wieder in die Tat umzusetzen und die waffenfähige Jugend vollständiger als zuvor zum Heeresdienst heranzuziehen. Diese ursprüngliche Absicht ist leider nicht vollständig erreicht worden. Die Heeresvorlage von 1913 war im Generalstab von dem damaligen Oberst Ludendorff in seiner Eigenschaft als Chef der Aufmarschabteilung bearbeitet

---

*) Freitag - Loringhoven, Politik und Kriegführung, S. 212, ff. Berlin 1918. Mittler & Sohn.

worden und sah ursprünglich drei Armeekorps mehr vor. Der damalige Kriegsminister v. Heeringen aber strich aus eingebildeter Furcht vor den linken Parteien des Reichstages diese im ersten Entwurf vorgesehene Mehrforderung ab. Als Bassermann im Namen der nationalliberalen Partei im Reichstage bei der Regierung anfragte, ob die geplante Vermehrung angesichts der drohenden Weltlage auch ausreichend sei, wurde diese Frage vom Kriegsminister bejaht. Die Partei, die unter Führung Bassermanns unablässig über die Intakthaltung unserer Landesverteidigung treue Wacht hielt, hätte andernfalls auf der notwendigen Erhöhung bestanden und sie sicherlich auch durchgesetzt.

Ludendorffs Anregung ist dann wenigstens noch die Aufstellung einer Reihe neuer „Ersatzdivisionen" zu verdanken, die im Mobilmachungsfalle aus Ersatzbataillonen zusammengesetzt werden sollten. Ihre Aufstellung war immerhin geeignet, die Schlagfertigkeit des Heeres zu erhöhen, doch stellten diese improvisierten Formationen natürlich nur eine Aushilfe dar und boten nach Ludendorffs Ansicht in keiner Weise einen vollwertigen Ersatz für die ausfallenden drei Armeekorps. In klarer und vorausschauender Erkenntnis der Deutschland in dem zu erwartenden Zweifrontenkriege bevorstehenden militärischen Aufgaben war er von der Notwendigkeit seiner ursprünglichen Forderungen fest durchdrungen und erhob gegen die vom Kriegsminister ohne zwingende Not vorgenommenen Abstreichungen entschiedenen Einspruch. Seinen für richtig anerkannten Standpunkt hat er mit der ihm eigenen mannhaften, jedem Strebertum abholden Art an maßgebender Stelle vertreten und zum Ausdruck gebracht, daß er die Verantwortung für die Vorlage ablehne. Die Folge war, daß er vom Militärkabinett als lästiger Mahner in die Wüste geschickt wurde.

Er kam als Kommandeur des 39. (Niederrheinischen) Füsilierregiments nach Düsseldorf.

Der Gang der Ereignisse im Kriege hat Ludendorff leider nur allzusehr Recht gegeben. Die schwere Versäumnis bei der letzten Heeresvorlage hat sich schwer gerächt. In der

unglücklichen Schlacht an der Marne haben jene drei Korps gefehlt. Nach menschlichem Ermessen wäre die Schlacht gewonnen und damit ein glücklicherer Ausgang des Krieges für uns entschieden, wenn die fehlenden Korps zur Stelle gewesen wären.

Aber nicht nur die Ludendorffschen drei Korps fehlten, er selbst war in der entscheidenden kritischen Stunde ausgeschaltet.

Die fehlenden Korps hätten nach Ansicht berufener Sachverständiger*) durch die Maßnahme ersetzt werden können, daß man den linken Heeresflügel straff defensiv hielt und die dadurch entbehrlichen Truppen auf den rechten Flügel schob. „Statt dessen verblutete sich die 6. Armee in fruchtlosen Kämpfen, nicht offensiv und nicht defensiv, an der Mosel südlich Toul, während der Franzose seine Kräfte von dort weg auf Paris vorschob. Dazu kam, daß auch noch zwei deutsche Korps nach dem Fall Namurs nach dem Osten abtransportiert wurden. Sie fehlten im Westen erheblich, im Osten wären sie wohl entbehrlich gewesen, nachdem Hindenburgs und Ludendorffs Sieg bei Tannenberg die russische Gefahr zunächst gebannt hatte."

Mit Recht nennt daher Oberst Bauer die Schlacht an der Marne „die schwerste Tragödie dieses Krieges, denn der Sieg war nahe. Als er entschwunden war, ja, als der unselige und wahrscheinlich unnötige Rückzug begann, stand Deutschland vor einer neuen, noch schwierigeren Aufgabe als zu Anfang."

Man geht wohl nicht in der Annahme fehl, daß diese Ausführungen des Obersten Bauer, eines verdienten Mitarbeiters Ludendorffs, die eigenen Ansichten des Generalquartiermeisters im wesentlichen wiedergeben. Der aber war damals in dem entscheidenden Zeitpunkte ohne Einfluß auf die großen Operationen. Und doch wäre der überzeugte und ebenbürtige Schüler Schlieffens allein imstande gewesen, den Kriegsplan des Meisters zum glücklichen Ende zu führen. —

---

*) Oberst Bauer „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?" Berlin 1919, Aug. Scherl Verlag, S. 16 ff.

In die Berliner Reise fällt auch seine Heirat. Am 14. August 1909 führte er Frau Margarete Pernet heim, die ihm vier Kinder aus erster Ehe, drei Söhne und eine Tochter, ins Haus brachte. Herzliche Zuneigung hat ihren Bund zu einer wahrhaft glücklichen Ehe gestaltet. Eigene Kinder hat der General nicht. Die Kinder seiner Frau aus ihrer ersten Ehe leben bei ihrem Vater und in seinem Hause gleichmäßig. Sie hängen an ihm, wie er ihnen zugetan ist. Seine angeborene Ritterlichkeit und menschliche Herzensgüte, die sich nur Fremden gegenüber nicht preisgibt und auch wohl deshalb nach außen hin leicht verkannt wird, weil sie mit einer ungewöhnlichen Willensfestigkeit gepaart ist, haben das Verhältnis zu den Kindern so herzlich gestaltet, die er wie seine eigenen lieb hat und die umgekehrt in schwärmerischer Verehrung zu ihm aufsehen.

Zwei Söhne, die als Fliegeroffiziere am Feldzug teilnahmen, sind im Kriege gefallen. Ihr Tod hat den General wie seine Frau tief getroffen. Der letzte Sohn steht als Offizier bei der Gardekavallerie-Schützendivision. Die Tochter ist an einen Seeoffizier jung verheiratet.

Während des Krieges mußte die Familie bei der ungeheuren Arbeit Ludendorffs zum beiderseitigen Leidwesen naturgemäß zu kurz kommen. Das Vaterland machte seine höheren Rechte geltend und forderte gerade von dem Generalquartiermeister des deutschen Heeres von der Stunde der Mobilmachung an restlose Hingabe an den soldatischen Beruf. Ganze fünf Tage Urlaub hat sich der pflichttreue Mann während der langen Kriegsjahre gönnen dürfen. Zudem hat er sein eigenes Heim während dieser Zeit entbehren müssen, da er zu Beginn des Krieges seine Straßburger Wohnung aufgeben mußte. Erst jetzt kann er wieder seiner Familie leben.



IV.

Düsseldorf.

Am 27. Januar 1913 wurde Oberst Ludendorff zum Kommandeur des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39 in Düsseldorf ernannt. Nach der 13jährigen Tätigkeit im Generalstab bot es ihm eine besondere Befriedigung, seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse und Forschungsergebnisse in der Praxis anzuwenden und die ihm unterstellte Truppe für die hohen Anforderungen der neuzeitlichen Kriegführung zu erziehen.

Die Grundsätze, nach denen er diese Erziehungsarbeit leitete, sind die gleichen gewesen, die er auch während des Krieges in der Heerführung als maßgebend erachtet hat. Sie gipfeln in den beiden Hauptforderungen: Manneszucht und Fürsorge.

Wie er von früh auf gewöhnt war, an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen, so erwartete er auch von Offizieren wie Mannschaften, daß sie in gleicher Weise ihr Bestes im Dienste gaben. Gegen jede Art von Vernachlässigung schritt er rücksichtslos ein, von der Überzeugung durchdrungen, daß gerade in einem neuzeitlichen Kriege das Halten straffer Manneszucht die erste Vorbedingung des Erfolges sei. In diesen Anschauungen steht er auf den Schultern des älteren Moltke, der 1872 im Reichstage ausgeführt hatte: „Niemals kann eine Armee ein Provisorium sein, sie läßt sich nicht in Wochen oder Monaten improvisieren. Sie will durch eine lange Reihe von Jahren erzogen sein, denn die Grundlage jeder militärischen Ordnung beruht auf Dauer und Stabilität. Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Worte

Disziplin ist die ganze Seele der Armee. Die Disziplin macht die Armee erst zu dem, was sie sein soll, und eine Armee ohne Disziplin ist auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg nicht ausreichende und im Frieden eine gefahrvolle Institution."

Diese Manneszucht, wie Moltke und Ludendorff und alle unsere großen militärischen Lehrmeister sie forderten, hat nichts mit dem sogenannten „Kadavergehorsam" gemeinsam, der angeblich in unserem alten preußischen Heere geherrscht haben soll.

Ludendorff erstrebte im Gegenteil die Erziehung zu freudigem Gehorsam und legte deshalb den größten Wert darauf, daß der einzelne Mann durch eine seiner persönlichen Eigenart Rechnung tragende Einzelausbildung zu selbständigem Handeln im Rahmen des Ganzen angeleitet und durch Unterricht und Aufklärung mit dem nötigen Verständnis für seine dienstlichen Aufgaben erfüllt werde.

Als notwendige Ergänzung forderte er eine umfassende Fürsorge der Vorgesetzten für ihre Untergebenen, die er selber vom Kompaniechef bis zum Generalquartiermeister in vorbildlicher Weise betätigt hat.

Vom ersten Tage der Übernahme des Regiments an traten seine ruhige Sicherheit und seine rege Anteilnahme an allen auch den scheinbar unbedeutendsten Dienstzweigen hervor.

Strenge Gerechtigkeit, unermüdliche Pflichttreue vereinigten sich in ihm nach dem Urteil ehemaliger Kameraden und Untergebener mit einem Herzen voll weichen menschlichen Empfindens für das Wohl der ihm anvertrauten Truppe und einer echt deutschen treuen Kameradschaftlichkeit. In kurzer Zeit war das Empfinden für die überragende Persönlichkeit Ludendorffs im Regiment durchgedrungen, und alle Regimentsangehörigen blickten auf ihren Kommandeur mit einem Gefühl der Bewunderung und unbegrenzter Hochachtung. „Wenn er zum Dienst erschien", schreibt ein ehemaliger Untergebener, „mochte er zu Fuß erscheinen in seiner

jugendfrischen Beweglichkeit oder in strammer aufgerichteter Haltung zu Pferde auf einem seiner prächtigen Füchse, — so folgten ihm die Augen mit leuchtendem Stolz".

Mit unermüdlichem Eifer war er für die Ausbildung des Regiments tätig. Neben dem Exerzierdienst, den er für die Erziehung der Truppe sehr hoch einschätzte, widmete er sich ganz besonders der Ausbildung für das Gefecht. Alle Fragen der Gefechtsführung wurden auf das Gründlichste behandelt, insbesondere waren Führung und Bewegung der Truppe im nächtlichen Kampf und die Fragen der nächtlichen Feuerabgabe Gegenstand der Prüfung und Übung.

Der Weiterbildung des Offizierkorps wandte Ludendorff seine größte Sorgfalt zu, und seine ehemaligen Schüler bewahren ihrem Meister noch heute unvergeßliche Dankbarkeit für die von ihm erfahrene reiche Anregung und Förderung. Immer, wenn er auf Übungsritten oder beim Kriegsspiel, bei der Leitung von Aufgaben im Gelände oder bei wissenschaftlichen Vorträgen im Kasino das Wort ergriff, waren alle Zuhörer von der Größe der Gesichtspunkte, von der meisterhaften Ausdrucksweise, von der überwältigenden Energie in der Wahl der Mittel und Ziele hingerissen. Einen Höhepunkt dieser Art bildete die Ansprache, die der Oberst gelegentlich der Kaisergeburtstagsfeier des Jahres 1914 vor dem Offizierkorps und einem großen Gästekreis über die Pflichten des Offiziers gehalten hat. Ein Teilnehmer schreibt darüber: „Alles lauschte diesen wie aus Stahl gestochenen Worten, welche die Erziehungsziele des Offizierstandes im Sinne Friedrich des Großen und Wilhelm I. vor Augen führten; man hätte in der atemlosen Spannung eine Stecknadel zur Erde fallen hören."

Im außerdienstlichen Verkehr war Ludendorff fröhlichem Scherz durchaus zugänglich, und pflegte in seinem gemütlichen Heim eine von allen Kameraden hochgeschätzte Gastfreundschaft. Wieviele vergnügte Stunden haben die Regimentsangehörigen in diesem Hause verlebt, wie haben dort, namentlich die Unverheirateten, denen in den Festtagen des Jahres der Besuch ihrer Angehörigen unmöglich war, in reinstem Maße glückliches deutsches Familienleben mitgenießen dürfen!

Der Oberst erwies sich bei solchen Gelegenheiten als ein liebenswürdiger und aufmerksamer Wirt, der auf die persönlichen Liebhabereien des einzelnen Gastes gern einging und durch seine bescheidene Zurückhaltung auch dem Jüngsten ein Heraustreten seiner Persönlichkeit erleichterte.

Als besonderer Vorzug galt es für die Gäste, einen Einblick in das Arbeitszimmer des Obersten gewinnen zu dürfen; dort fand der Besucher große Tische mit Karten und Entwürfen zu neuen Übungen und taktischen Besprechungen bedeckt, an deren Besichtigung sich hochinteressante Erörterungen knüpften, in deren Verlauf die Gäste immer von neuem Gelegenheit fanden, das umfassende Wissen ihres Gastgebers zu bewundern. Bei den geselligen Zusammenkünften der Offiziere hielt er auf äußerste Mäßigkeit. Speisefolge und Getränke mußten stets daraufhin geprüft werden, ob sie nicht gegen die überlieferten Grundsätze altpreußischer Einfachheit verstießen.

Nur kurze Zeit hat Ludendorff sein Regiment geführt. Am 22. April 1914 wurde er zum Generalmajor befördert und zum Kommandeur der 85. Infanteriebrigade ernannt. Ungern nahm er von der schönen Stadt am Rhein Abschied, an die sich so glückliche und befriedigende Erinnerungen für ihn knüpften.

Mit allgemeiner Trauer sah vor allem das Regiment seinen Kommandeur scheiden, dessen unbestechlicher Gerechtigkeitssinn und dessen warmherzige Fürsorge bald die Herzen der Untergebenen gewonnen hatte, die zu ihrem nach höchsten Idealen strebenden Vorgesetzten mit Recht als zu einem leuchtenden Vorbilde verehrungsvoll aufsahen.

Mit Stolz hat dann das Regiment die Entwicklung seines Kommandeurs im Kriege verfolgt, bis es ihn als Chef an seiner Spitze begrüßen und seinen Namen dem des Regiments hinzufügen durfte.

Auch in seinem neuen Standort sollte der General nur kurze Zeit verweilen, dann traf ihn die Nachricht vom Ausbruch des seit langem drohenden Weltkrieges, dessen Kommen er wie die Unabwendbarkeit eines Naturereignisses ansah und

für den sich das von allen Seiten umstellte Deutschland seiner Voraussicht nach nicht stark genug machen konnte.

Durch seine Tätigkeit im Generalstab hatte er einen tiefen Einblick in die Gesamtlage gewonnen und war angesichts der Einkreisungspolitik Eduards VII., der französischen Milliardenanleihen an Rußland, die vornehmlich für Rüstungszwecke gegen Deutschland verwandt wurden und der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich — im Gegensatz zu den führenden politischen Persönlichkeiten, deren ganzes System eingestandenermaßen in den ersten Augusttagen 1914 zusammenbrach — von dem Vernichtungswillen der Gegner fest überzeugt.



Der Krieg.

V.

Lüttich.

Bereits im Frieden lagen beim Generalstab zuverlässige Nachrichten darüber vor, daß unsere westlichen Gegner im Kriegsfall die belgische Neutralität mißachten und versuchen würden, unseren nordwestdeutschen Industriebezirk zu bedrohen. Durch eine Reihe von Dokumenten, die während des Krieges in Brüssel aufgefunden und von unserer Regierung veröffentlicht worden sind, erhielten diese Nachrichten späterhin ihre einwandfreie Bestätigung.*) Wir mußten uns den Eingang in Feindesland rasch erzwingen, und darum mußten wir, falls Belgien uns den friedlichen Einmarsch nicht gestattete, das erste große Hindernis, das sich unserem Vorrücken entgegenstemmte, rücksichtslos beiseite schieben. Es war die belgische Maasfestung Lüttich. Sie war lediglich für Zwecke unserer Feinde geschaffen worden, um einen Einmarsch unserer Truppen zu verzögern, und französisch-belgischen Kräften die Möglichkeit zu geben, ihren Aufmarsch auf belgischem Boden ungestört zu vollenden**). Ludendorff hatte als Chef der Aufmarschabteilung im Generalstab die Anlage und Vorbereitung des Unternehmens gegen Lüttich

---

*) Vgl. hierzu das unparteiische Urteil eines neutralen Schriftstellers: Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges. Erster Band, S. 15 ff. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt 1917.

**) Der große Krieg in Einzeldarstellungen. Herausgeber im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres. Heft Nr. 1 Lüttich-Namur. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Rittmeister Marschall v. Bieberstein. S. 7 ff. Oldenburg 1918. G. Stalling Verlag.

bearbeitet. Das Schicksal fügte es, daß ihm auch bei der Durchführung die entscheidende Rolle zufiel.

Bei Kriegsbeginn war er der gegen Lüttich vorgehenden Armee als Oberquartiermeister zugeteilt und mit der Aufgabe beauftragt worden, die Bewegungen der zum Angriff gegen die Festung angesetzten Heeresgruppe v. Emmich mit denen der aufmarschierenden Armee selbst in Einklang zu bringen.

In der Nacht vom 5. zum 6. August begab sich Ludendorff vom Stabsquartier des Generals v. Emmich aus in den Abschnitt der 14. Infanteriebrigade, der die Hauptaufgabe bei der Erzwingung der Feste zufallen sollte.

Er traf gerade an ihrer Spitze ein, als ihr tapferer Kommandeur, General v. Wussow, gefallen war. Sogleich übernahm er die Führung und riß die Truppe unter rücksichtslosem Einsatz seiner Persönlichkeit bis auf die Höhen hart östlich der Stadt vor, die Fortlinie der Festung durchbrechend.

Den in den Nachbarabschnitten angesetzten Brigaden war der beabsichtigte Durchbruch nicht geglückt, und im Rücken der von L. geführten Truppe gelang es dem Feinde, seine Linien wieder zu schließen. So sah sich die 14. Infanteriebrigade, die in Friedensstärke ausgerückt war und bereits starke Verluste zu beklagen hatte, am Abend des 6. August innerhalb der unversehrten Festungswerke von Lüttich von allen Seiten eingeschlossen. Bei der eingeschlossenen Truppe befand sich auch General v. Emmich, der von seinen Truppen hochverehrte und schon im Frieden volkstümliche Führer des X. Armeekorps.

In dieser eigenartigen überaus kritischen Lage konnte nur schnelles, entschlossenes Handeln noch Aussicht auf Erfolg bieten.

Beim Morgengrauen des 7. August fand eine Beratung zwischen dem General v. Emmich und Ludendorff statt, in deren Verlauf der Vormarsch in die Stadt beschlossen wurde.

Durch einen unerhört kühnen, in der Geschichte einzig dastehenden Handstreich gelang es der kleinen, etwa 1500 Mann starken Truppe von der Stadt und Zitadelle Lüttich Besitz zu ergreifen und damit eine günstige Angriffsbasis gegen die Festungswerke vom Stadtinnern aus zu gewinnen. In dem

Glauben, daß die Vorhut (Infanterieregiment 165) bereits auf der Zitadelle angelangt sei, fuhr Ludendorff mit wenigen Begleitern im Kraftwagen dorthin und befahl, die verschlossenen Tore zu öffnen. An Stelle der erwarteten eigenen Truppen sah er die nach Hunderten zählende belgische Besatzung vor sich, die sich durch sein unerschrockenes Auftreten überrumpeln ließ und sich ihm kampflos ergab. Noch am selben Abend begab sich der General auf dem Anmarschwege der Brigade zwischen den feindlichen Festungswerken hindurch zum Armeeoberkommando nach Aachen, wo der bereits Totgeglaubte freudig beglückwünscht wurde, um über die neugeschaffene Lage zu berichten und die erforderlichen Befehle für den Angriff auf die Forts zu erwirken.

Für seine Heldentat überreichte ihm der Kaiser als erstem im Weltkriege den Orden pour le mérite.

So beklagenswert es heute vom Standpunkt der allgemeinen Kriegsführung erachtet werden muß, daß Ludendorff bei Kriegsbeginn seiner ureigensten Bestimmung als Chef der Aufmarschabteilung entzogen war, so bot sich ihm bei Lüttich immerhin sogleich eine glückliche Gelegenheit, dem deutschen Heere einen überaus wertvollen Dienst zu erweisen. Indem er durch sein persönliches Eingreifen die staunenswert rasche Niederkämpfung der Festungssperre an der Maas herbeiführen half, wurde erst der rasche Vormarsch unseres rechten Heeresflügels ermöglicht und verhindert, daß der Krieg in die deutsche Heimat getragen wurde.

Mit der wehmütig stolzen Erinnerung an die erste große Waffentat des deutschen Feldheeres ist auch der Name Ludendorff für immer verknüpft. Das Husarenstück von Lüttich läßt die hervorstechende Charaktereigenschaft des Generals, seinen hohen persönlichen Mut, im glänzendsten Lichte erscheinen und ist zugleich ein leuchtendes Beispiel dafür, was eine zahlenmäßig weit unterlegene, aber treue und vaterlandsliebende Truppe zu leisten vermag, wenn sie fest in der Hand willensstarker und aufopferungsfähiger Führer ist, die entschlossen sind, Großes zu opfern, um Größeres zu retten! „Geniale Hazardeure", wie der große Staatsmann Philipp Scheidemann mit überlegenem Achselzucken sagen würde. . . .

VI.

Als Generalstabschef Hindenburgs.

Am frühen Morgen des 22. August 1914 erreichte Ludendorff die Nachricht von seiner Ernennung zum Chef des Stabes der Ostarmee, die nach Ablösung von Prittwitz unter den Oberbefehl des Generals der Infanterie v. Hindenburg gestellt und zur Rettung des schwerbedrohten Ostens ausersehen war.

Die Lage, die Hindenburg und Ludendorff bei Übernahme der Führung vorfanden, war ungeheuer ernst. Das russische Millionenheer, das sich bereits seit Frühjahr 1914 im Zustande erhöhter Kriegsbereitschaft befand und mit Hilfe der französischen Milliardenanleihen vorzüglich ausgerüstet war, marschierte unter Führung des willensstarken Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch bedeutend schneller gegen unsere ungeschützte Ostflanke auf, als wir geglaubt hatten, und drohte den gesamten Osten des Vaterlandes zu überfluten.

Diese Bedrohung traf uns, als die Hauptmacht unseres Feldheeres auf dem Wege war, im Westen eine schnelle Entscheidung herbeizuführen.

Unserem vom Generalfeldmarschall Graf Schlieffen entworfenen Kriegsplane lag der strategische Gedanke Friedrichs des Großen zu Grunde, im Falle eines Zweifrontenkrieges den gefährlichsten Gegner zuerst zu fassen.

Wenn heute von „klugen" Leuten, die alles schon vorher und natürlich viel besser gewußt haben, u. a. dieser Kriegsplan als fehlerhaft angegriffen und gesagt wird, wir hätten uns bei Kriegsausbruch im Westen defensiv verhalten müssen, so vergessen diese Heimstrategen, daß dann notgedrungen

unsere Westmark zum Kriegsschauplatz geworden wäre. Unsere nahe der Westgrenze gelegenen, für den Ersatz von Waffen, Gerät und Munition unentbehrlichen Industriebezirke wären angesichts der hohen Entwicklung der neuzeitlichen Luftwaffen und Ferngeschütze sehr bald in ihrer Erzeugung lahmgelegt und damit eine erfolgreiche Kriegführung von vornherein unmöglich gemacht worden.

Unterdessen wälzte sich im Osten die russische Dampfwalze drohend heran; immer dringlicher hallten die Hilferufe der bedrängten Ostmark durch ganz Deutschland.

Im Augenblick der höchsten Not erstanden ihr in Hindenburg und Ludendorff die ersehnten Retter, die den von banger Sorge erfüllten Herzen der Ostdeutschen wie von Gott gesandt erschienen.

„Immer kommt einer in höchster Not,
Kommt aus der Ferne, kommt wie von Gott!
Kommt als Retter, rüstet sein Werk —
Tannenberg" . . . . .

Unvergleichliches Feldherrntalent hat im Verein mit einer dem Feinde an Zahl und Artillerie erheblich unterlegenen, an Manneszucht, an geistiger und moralischer Bildung aber weit überlegenen Truppe die große Not abgewendet, die unserem Volke im Sommer 1914 von Osten her drohte. Auf der Fahrt von Hannover nach Marienburg wurde Klarheit über die strategische Lage geschaffen und der Entschluß zur Schlacht von Tannenberg gefaßt.

Die Kühnheit des Entschlusses, die geniale Größe der strategischen Anlage und der überwältigende Erfolg stempeln diese größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte zu einem zweiten, größeren Cannae. Die strategischen Vorbedingungen waren für Hindenburg noch ungünstiger als diejenigen, welche Hannibal bei der Vernichtung des Römerheeres vorgefunden hatte. Ihm gegenüber befand sich die an Zahl weit überlegene, im siegreichen Vormarsch begriffene Narewarmee des Generals Samsonow, zudem drohte von Nordosten ein Eingreifen der bei Insterburg stehenden Njemenarmee. Wenn deren Führer Rennenkampf rechtzeitig zur Erkenntnis der

strategischen Lage kam, konnte er in zwei Tagemärschen in die Flanke des zur Schlacht aufmarschierenden deutschen Heeres gelangen und ihm eine vernichtende Niederlage bereiten: In solcher Lage wurde der Entschluß zu schlagen gefaßt.

Hindenburg, der sich als Generalstabsoffizier der I. Division mit den Geländeverhältnissen Ostpreußens eingehend befaßt und im Generalstab die Verteidigung Masurens bearbeitet hatte, brachte für die Lösung der ihm zufallenden gigantischen Aufgabe glückliche Voraussetzungen mit, vor allem aber die Eigenschaften, die den großen Feldherrn machen: Entschlußkraft, Verantwortungsfreudigkeit und eine überlegene durch nichts zu erschütternde Ruhe. In Ludendorff, dem gedankenreichen Schüler Schlieffens stellte ihm das Geschick einen genialen Berater und Helfer zur Seite, der seinerseits durch ausgezeichnete Generalstabsoffiziere, unter denen besonders Hoffmann hervorgehoben zu werden verdient, verständnisvoll unterstützt wurde.

Das unerhörte Wagnis ist geglückt: Rennenkampf ist nicht marschiert, und ohne große eigene Verluste ist der Feind durch doppelseitige Umfassung in Flanke und Rücken vernichtend geschlagen worden. Am 30. August hatte sich das Schicksal Samsonows vollendet. Das geniale „Hazardspiel" von Tannenberg hatte Deutschland vor der drohenden asiatischen Invasion gerettet.

Seit dem Tage von Tannenberg war das deutsche Volk gewöhnt, die Namen Hindenburg und Ludendorff zusammen zu nennen, und ihr harmonischer Zweiklang bedeutete für die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes in guten und schlechten Tagen Vertrauen und Wille zum Sieg!

Das Zusammenarbeiten der beiden Männer war einzigartig. Wie einst vor hundert Jahren Blücher und Gneisenau im Befreiungskriege, so waren Hindenburg und Ludendorff in diesem Daseinkampf der Deutschen unzertrennlich vereint und boten an ragender Spitze der ganzen Nation ein hehres Vorbild selbstloser, aufopferungsvoller Zusammenarbeit im Dienste des Gemeinwohls.

Heerführer und Generalstabschef ergänzten sich zu einer idealen Arbeitsgemeinschaft. Gemeinsame Wesenszüge

schufen hierfür günstige Vorbedingungen. Beide zeichnet schlichte Natürlichkeit, innere Wahrhaftigkeit, männlicher Ernst, unermüdliche Pflichttreue, starkes, von jeder Eitelkeit freies Selbstvertrauen und überlegene Ruhe aus. Sie gehören zu jenen „kühlen Köpfen", von denen Clausewitz im ersten Buche seines Werkes vom Kriege sagt, daß man ihnen im Kriege das Schicksal unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes anvertrauen möchte. Beide waren von dem festen Willen zum Siege und einem starken Glauben an das deutsche Volk durchdrungen. Gemeinsam war beiden auch menschliche Güte. Seinem erprobten Mitarbeiter brachte Hindenburg ein hohes Vertrauen entgegen. Es lag in der Natur der Sache, daß dem jüngeren, spannkräftigeren und auch beweglicheren Mitarbeiter die größere Arbeitslast zufiel, daß von ihm in erster Linie die schöpferischen Gedanken und Anregungen ausgingen. Die Entscheidung in allen großen Dingen lag, wie die Verantwortung, bei Hindenburg.

Ihren beiderseitigen Anteil am gemeinsamen Werk im einzelnen abzugrenzen, ist kaum durchführbar. Vieles von dem, was hier über Ludendorffs Wirken gesagt wird, bezieht sich auch auf Hindenburg, ohne daß sein Name immer ausdrücklich erwähnt wäre. Die beiden Männer haben am allerwenigsten daran gedacht, ihren beiderseitigen Anteil an Erfolgen oder Fehlschlägen gegeneinander abzuwägen. Das lag ihrer soldatischen Art fern, die gewohnt war, die Person stets hinter der Sache zurücktreten zu lassen.

Frei von jeder persönlichen Selbstgefälligkeit oder undeutschen Ruhmsucht wollte keiner dem anderen im Schatten stehen. Der Ruhm des einen war des anderen Ruhm, des einen Sorge war auch des anderen Sorge. Das Verhältnis zwischen Hindenburg und Ludendorff wird durch die Ansprache Ludendorffs am 70. Geburtstage des Feldmarschalls beleuchtet, in der es u. a. heißt: „Wir, die wir die Ehre haben, unmittelbar unter Euer Exzellenz zu arbeiten, stehen mehr als andere unter der Wirkung Ihrer Persönlichkeit. Sie ist für uns die Verkörperung der Siegeszuversicht und gibt uns auch in ernsten Tagen die Gewähr für den Enderfolg."

Wie hoch Hindenburg die Mitarbeit Ludendorffs eingeschätzt hat, ist in den verschiedensten Auslassungen von ihm zum Ausdruck gekommen: „In Ludendorff ist mir durch Gottes Fügung ein treuer unvergleichlicher Führer bestellt worden. Zwischen uns besteht vom ersten Tage ab und allezeit volle Übereinstimmung über das Große im Kriege. . . . Ludendorff ist der Mittelpunkt, die Seele des Generalstabes." Die tiefe und herzliche Art, in der sich beide Männer auch als Menschen verstanden und wesensverwandt fühlten, hat ihren ergreifenden Ausdruck in einer Ansprache des Feldmarschalls bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages gefunden, die mit den Worten ausklang: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen".

Von dem starken Eindruck, den die einzigartige Harmonie zwischen Hindenburg und Ludendorff auf Außenstehende hervorrief, zeugt das Urteil Swen Hedins: „Das Verhältnis der beiden zueinander ist rührend. Nur der Tod kann den Treubund lösen." Der Kaiser brauchte einmal für das Bild der beiden Männer den treffenden Vergleich: „Hindenburg ist unser Wotan, und Ludendorff ist der Siegfried unserer Zeit."

Der Sieg bei Tannenberg hat ihre Namen unsterblich gemacht für alle Zeiten, und wenn sie nur diese einzige Schlacht geschlagen hätten, so wäre für das deutsche Volk Anlaß genug, ihre Namen in dankbarer Verehrung den kommenden Geschlechtern zu überliefern.

Es kann nicht Aufgabe dieser Skizze sein, auf die strategischen Leistungen Hindenburgs und Ludendorffs im Osten im einzelnen einzugehen. Berufene Sachverständige in allen Lagern werden das auf Grund eingehender Quellenforschung zu tun haben. Die Kriegsgeschichtsschreibung der nächsten Jahrhunderte wird um die Namen Hindenburg und Ludendorff gruppiert sein. Kommende Geschlechter werden bewundernd den Spuren ihrer Kriegführung folgen und vermutlich ihr Werk dankbarer zu würdigen wissen, als das zusammengebrochene deutsche Volk in einer aus den Fugen geratenen Welt der Gegenwart . . . Rein grundsätzlich sei bemerkt, daß bei jeder Darstellung der Krieg-

führung im Osten die Wechselbeziehung zwischen West- und Ost-Front nicht übersehen werden darf, und daß die im Osten erreichten Erfolge erst in ihrer vollen Größe gewürdigt werden können, wenn man sie an den bescheidenen Mitteln mißt, mit denen sie erzielt worden sind.

Ein zeitgenössischer Schriftsteller, der bekannte Mitarbeiter des „Berner Bund", Hermann Stegemann, hat in den ersten beiden Bänden seiner von wahrhaft neutralem Geiste erfüllten „Geschichte des Krieges" den Befreiungsfeldzug der Deutschen im Osten erzählt. Aus seinen Schilderungen, die in einem künstlerisch geformten Stil von plastischer Anschaulichkeit geschrieben sind, tritt uns die furchtbare Gefahr des sicheren Unterganges entgegen, vor der das deutsche Volk im Sommer und Herbst mehr als einmal gestanden hat. Ein Gemälde von ergreifender Größe steht da aus den Zeilen seines Buches vor unserer Seele auf. Ludwig Thoma hat es einmal mit wunderbarer Anschaulichkeit im „Simplizissimus" gezeichnet. Zwei Männer, die vom Schicksal als Retter des deutschen Volkes ausersehen sind, stehen über den Kartentisch gebeugt. Inmitten der drohenden Gefahren, des Lärms der Sturzflut heranrollender feindlicher Millionenheere verlieren sie nicht einen Augenblick ihre sichere Ruhe. Vielen ihrer Pläne stellen sich unüberwindliche Hindernisse entgegen; was sicherer Erfolg schien, wird zum Fehlschlag. Aber die beiden Männer verlieren ihre klare Besonnenheit und überlegene Ruhe nicht. Auf kühne Pläne setzen sie noch kühnere, und der brutalen Übermacht der Zahl stellen sie die überlegene Genialität ihres Geistes, das Vertrauen auf die nie versagende Tapferkeit ihrer Truppe entgegen, und so führen sie die Deutschen aus Gefahren, deren Schilderung uns den Herzschlag stocken macht, aus Not und Tod zu strahlenden Siegen empor. In dem Buche des neutralen Schriftstellers mögen vergeßliche Zeitgenossen nachlesen, welche Dankesschuld sie gegenüber den unvergleichlichen Führern des Ostheeres abzutragen haben.



VII.

Das Kulturwerk im Osten.

Die Namen der Schlachten von Tannenberg, bei den masurischen Seen, von Lodz und Lowicz waren die leuchtenden Wegsteine auf dem Wege zur Befreiung Deutschlands vor der großen Not im Osten. Der Sommerfeldzug des Jahres 1915 sollte die entscheidende Schwächung des russischen Heeres bringen: dem im Mai mit dem unvergleichlichen Durchbruch bei Gorlice-Tarnow einsetzenden Siegeszug Mackensens schloß sich im Juli die Armee des Generaloberstten v. Hindenburg an. Die russischen Festungen an der Weichsel, am Narew und Njemen wurden wie irdene Töpfe zerschlagen und das russische Heer nach siegreichen Kämpfen über die Düna geworfen.

Weit vor der Ostgrenze des deutschen Vaterlandes war zwischen Meer und Karpathen eine kurze, strategisch günstige Abwehrstellung erreicht, das russische Heer empfindlich in seiner Kampfkraft geschwächt und ein Gebiet halb so groß wie Deutschland erobert. —

Der Führung des Ostheeres fiel auch die Aufgabe zu, das von den siegreichen Truppen eroberte fremde Land in Verwaltung zu nehmen und nach Möglichkeit für die Zwecke der Kriegführung nutzbar zu machen. Die russischen Verwaltungsbeamten waren mit dem zurückweichenden Heere verschwunden. Es mußte also eine neue Obrigkeit geschaffen werden, die für die Ernährung der Bevölkerung, die Wiederaufnahme des öffentlichen Verkehrs, für das Bildungswesen und für Ruhe und Ordnung im Lande Sorge trug.

Gewaltige Aufgaben galt es zu lösen, und doch stand nur ein Mindestmaß von Beamten zur Verfügung, da die deutschen Heimatbehörden selbst an einem empfindlichen

Mangel geschulter Kräfte litten. Einheimische Kräfte waren nur in seltenen Fällen vorhanden und leisteten vielfach offenen oder geheimen Widerstand. Nur in Kurland gelang es in größerem Umfange sorgfältig ausgewählte Einheimische zur Verwaltungstätigkeit heranzuziehen. Umso höhere Bewertung darf das von der deutschen Verwaltung in Oberost unter schwierigen Verhältnissen geschaffene Werk beanspruchen.

Für die Durchführung der neuen Aufgabe schuf sich Ludendorff einen besonderen Verwaltungsstab, den er dem rührigen und tatkräftigen General v. Eisenhart-Rothe unterstellte.

Zunächst wurde das eroberte russische Festungssystem im Rücken der Front gegen etwaige Rückschläge ausgebaut.

Sodann hieß es vor Allem, die Ernährung der Bevölkerung und der im Lande stehenden Truppe aus dem Lande selbst sicherzustellen. Mit Feuereifer ging man daher an die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung: Mustergüter wurden ins Leben gerufen, große Mengen Saatgut an die Bauern verteilt, Gespanne und Hilfskräfte zu Bestellungs- und Erntearbeiten gestellt. Obst- und Gemüsebau wurde mit Hilfe der Besatzungstruppe nach Kräften gefördert; eigene Konserven- und Marmeladen-Fabriken besorgten die zweckmäßige und hygienisch einwandfreie Verwertung der Ernte. Auch der Fischfang wurde organisiert und für die Ernährung des Heeres nutzbar gemacht.

Um die Not der ärmeren Stadtbevölkerung im besetzten Gebiete zu lindern, förderte die Verwaltung die Gründung von Volksküchen, deren erste in Kowno entstandene auf Grund eines von dem beteiligten Bevölkerungskreise vorgetragenen Wunsches den Namen Ludendorffs erhielt, ein Zeichen, daß seine rege Anteilnahme an den Wohlfahrtsbestrebungen und Fürsorgeeinrichtungen der Verwaltung auch in der Bevölkerung dankbar anerkannt wurde. —

In großzügiger Weise wurden die riesenhaften Waldbestände für die Zwecke der Kriegswirtschaft erschlossen, ohne daß jedoch Raubbau getrieben worden wäre. Unter

der Aufsicht kundiger Fachleute errichtete man im Urwaldgebiet von Bjelowies Sägewerke und Anlagen für die Gewinnung chemischer Holzprodukte. Auch Harzgewinnung wurde im Großen betrieben. Der gesamte Bedarf der Ostfront an Gruben- und Bau-Holz, Schwellen usw. konnte auf diese Weise im besetzten Gebiete selbst gedeckt, darüber hinaus Holz zum Wiederaufbau der vom Kriege zerstörten Gebiete abgegeben werden. Jeder Laie vermag sich zu sagen, in welch außerordentlicher Weise die Heimat durch diese Auswertung des besetzten Gebietes entlastet wurde.

Für die Förderung des Verkehrswesens tat die Verwaltung auch im Interesse der Landesbewohner alles Erdenkliche. Das Eisenbahnnetz des Landes wurde ausgebaut, die z. T. in einem unglaublichen Zustande befindlichen Wege wurden ausgebessert, neue Verkehrsstraßen angelegt. Mit Unterstützung des Reichspostamts wurden Landespostanstalten eingerichtet, um den Briefwechsel der einheimischen Bevölkerung zu ermöglichen.

Der öffentlichen Gesundheitspflege wurde schon im Interesse der Truppe die größte Sorgfalt zugewandt. Wenn Deutschland und die besetzten Gebiete während des langen Krieges von Seuchen verschont geblieben sind, verdanken sie das neben dem deutschen Arzt nicht zuletzt auch der deutschen Heeresleitung.

Auch die Förderung des Bildungswesens ließen sich die deutschen Barbaren angelegen sein. Die Verwaltung stellte Lehrmittel zur Verfügung und half mit Lehrkräften, vielfach deutschen Landsturmleuten, aus. Die von einem fähigen und umsichtigen Zeitungsfachmann, Hauptmann Bertkau, geleitete Pressezentrale versorgte die Zeitungen des Landes mit Nachrichtenmaterial und gab eine eigene, die Kownoer Zeitung heraus.

Für die Rechtspflege sorgten Kreis- und Bezirksgerichte, die unter dem Obergericht in Kowno standen und nach den geltenden Landesgesetzen Recht sprachen. Eine über das ganze Land verbreitete Landgendamerie hatte für Ordnung und Sicherheit zu sorgen und die Verwaltungsbeamten bei Durchführung von kriegswirtschaftlichen Maß-

nahmen: Pferdeaushebungen, Bestandsaufnahmen usw. zu unterstützen.

Die von der Verwaltung Oberost eingeführte Besteuerung war den primitiven Verhältnissen der Bevölkerung angepaßt und jedenfalls recht schonend. Sie blieb hinter der steuerlichen Belastung unter russischer Herrschaft sehr erheblich — fast um die Hälfte — zurück. Mit Hilfe dieser Steuereinnahmen und der aus den geschaffenen gewerblichen Anlagen erzielten Überschüsse, die sich allmählich steigerten, konnten die gesamten Kosten der Verwaltung gedeckt werden, ohne daß man Reichszuschüsse in Anspruch zu nehmen brauchte.

Ludendorff hielt streng darauf, daß die in der ersten Kriegszeit ausgegebenen Requisitionsscheine eingelöst und neue Ankäufe nach angemessenen Sätzen sogleich in bar bezahlt wurden, um so den Wiederaufbau des Wirtschaftslebens im besetzten Gebiet zu erleichtern.

Daß die Anforderungen der Kriegführung gelegentlich auch Härten für die Bevölkerung mit sich brachten, lag in der Natur der Sache; auch mag es in dem großen Beamtenapparat manche ungeeignete oder unlautere Elemente gegeben haben. Sie schleichen sich überall ein und machen übrigens vor keiner Parteifarbe und keiner Staatsform halt, wie die Geschichte der neuesten Zeit tagtäglich aufs Neue erweist.

Im Ganzen aber muß man der von den deutschen Beamten der Verwaltung Oberost geleisteten Arbeit die höchste Anerkennung zollen. Sie hat bis zum Ausbruch der Revolution Vorbildliches geleistet, und wir könnten uns nur wünschen, daß die feindlichen Besatzungsheere auf dem linken Rheinufer der deutschen Bevölkerung immer mit so viel Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen begegnen möchten, als das seitens der Verwaltung Oberost gegenüber der einheimischen Bevölkerung geschehen ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß heute die Waffen schweigen, während Oberost im Rücken der feindlichen Front von einem von jeder Zufuhr abgeschnittenen Lande verwaltet werden mußte.

Ludendorff fand eine besondere Genugtuung in dem Gefühl, dem Vaterland auch durch friedliche Kulturarbeit dienen zu können, und er erblickte eine schöne Aufgabe darin, das harte Los der Heimat durch die Verwaltung und Bewirtschaftung des vom deutschen Schwert eroberten Landes nach Kräften zu lindern. In diesem Gedanken freute er sich bei seinen gelegentlichen Erholungsspaziergängen am Njemen des Anblicks der friedlich flußabwärts treibenden Holzflöße.

Die Arbeitsfreudigkeit, die ihn auf diesem Gebiete beseelte und sich von ihm auf seine zahlreichen Mitarbeiter übertrug, wurde durch die Hoffnung belebt, daß er hier auf altem deutschen Kolonialboden an den Grundlagen einer besseren Zukunft des aufwärtsstrebenden deutschen Volkes arbeiten könne. An die Geschichte anknüpfend, erträumte er sich in Kurland eine große nationale Siedlungsstätte für den deutschen Volksüberschuß der Gegenwart und Zukunft und fand für seinen Lieblingsgedanken bei den baltischen Grundbesitzern verständnisvolle Gegenliebe und selbstlose Opferfreudigkeit. Aus der Erkenntnis heraus, daß ein großer Teil des sozialen Elendes der Gegenwart in den großen Städten und Industriebezirken von den unzulänglichen Wohnungsverhältnissen herrühre, dachte er daran, daß in Kurland dereinst deutsche Kriegsbeschädigte und bäuerliche Auswanderer eine Heimstätte finden sollten.

Um die Grundlage zu einer gesunden Boden- und Siedlunsgpolitik zu schaffen, verbot er in Kurland den Verkauf von Grund und Boden zu Spekulationszwecken. Ohne sich auf einseitige volkswirtschaftliche „Programme" festzulegen, ohne sich ängstlich an „Vorgänge" zu klammern oder sich in unfruchtbare bürokratische „Erwägungen" zu verlieren, hat er hier in vorbildlicher Weise ein Stück wirklicher Bodenreform und zugleich praktischer Sozialpolitik geleistet, der übrigens selbst sozialdemokratische Stimmen ihre Anerkennung nicht versagen konnten.

Wenn wir so seinen umfassenden Geist mit nie erschlaffendem Tätigkeitsdrange an die Lösung großer Kulturaufgaben herantreten sehen, immer strebend bemüht, unbekümmert um das ewig Gestrige, neue fruchtbare Gedanken in die Tat umzusetzen, um dem Gemeinwohl, der Zukunft seines Volkes, zu dienen, so werden wir unwillkürlich an „Faust" gemahnt. Auch Ludendorff sieht nicht im Genuß, nicht im Zerstören, sondern im sozialethischen „Gemeindrang" für das Wohl der Gesamtheit das höchste Ziel menschlicher Lebensarbeit, und auch ihm schwebt als schönster Traum die Möglichkeit vor Augen, durch seine schöpferische Tätigkeit für Millionen Volksgenossen Neuland zu schaffen.

. . . Das Letzte wär' das Höchsterrungene,
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.
. . . Solch' ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.



VIII.

Eintritt in die Oberste Heeresleitung.

. . . Und wieder war die deutsche Not aufs Höchste gestiegen. Im Sommer 1916 stand unser durch die Verdunkämpfe geschwächtes Heer in der schweren Abwehrschlacht an der Somme. Die Gegner griffen mit einem bis dahin nicht erlebten Einsatz von Menschen und Munition an. Ihre materielle Überlegenheit war damals stärker als in den Sommerkämpfen des Jahres 1918; freilich war der Geist der Truppe noch unerschüttert, die in den zerschossenen Trichterfeldern allen Anstürmen stand hielt. Im Osten hatten die Russen ihr Heer neu geordnet. Zahlreiche frisch aus dem Boden gestampfte Armeekorps wurden von Brussilow rücksichtslos zu entscheidungsuchenden Kämpfen eingesetzt. Infolge Versagens einzelner Truppenteile des von politischen Gegensätzen und landesverräterischer Propaganda zersetzten österreich-ungarischen Heeres gewann die Offensive anfangs beträchtlich an Boden und drohte zum völligen Durchbruch auszuwachsen. Durch Italiens Kriegserklärung an Deutschland und die aussichtsvollen Anfangserfolge Brussilows ermutigt, trat Rumänien an der Seite unserer Gegner in den Krieg ein.

Der verderbenbringende Ring schien sich zu schließen, die Gegner glaubten kurz vor dem ersehnten Endziele zu stehen.

In dieser gefahrvollen Krise unseres Verteidigungskampfes berief der Kaiser Hindenburg und Ludendorff an die Spitze des deutschen Feldheeres. Die Nachricht von ihrer Berufung fiel in das unheildrohende Dunkel jener Tage wie ein heller hoffnungverheißender Lichtstrahl. Ohne Unterschied

der Parteien schlug den beiden Männern das Vertrauen des deutschen Volkes entgegen.

Es ist heute notwendig, sich diesen Tatbestand ins Gedächtnis zurückzurufen und sich daran zu erinnern, daß Hindenburg und Ludendorff am 29. August 1916 eine Erbschaft antraten, welche durch die Namen Marne, Verdun und Rumänien gekennzeichnet wird, wobei man gerechterweise hinzufügen muß, daß auch Falkenhayn im Herbst 1914 bereits die unglückliche damals in ihrer Tragweite nur von Wenigen klar erkannte Lage nach der Marneschlacht vorgefunden hatte.

Hindenburg sollte auch bei der Lösung der neuen Aufgaben der im Osten bewährten Feldherrnkunst seines genialen Stabschefs nicht entbehren, und so wurde für diesen eine neue Stelle geschaffen. Ludendorff trat unter gleichzeitiger Beförderung zum General der Infanterie als Erster Generalquartiermeister in die O. H. L. ein. Mit weniger als 51 Jahren war er General der Infanterie, also in einem Alter, in dem vor ihm, abgesehen von Angehörigen fürstlicher Häuser, noch kein Offizier diesen Rang bekleidet hatte.

Ludendorff war sich bei Antritt seines neuen Amtes des Ernstes der Lage wie wohl kein Zweiter im deutschen Volke bewußt. Sie forderte von ihm schnelle und folgenschwere Entschlüsse. Das Schicksal des Reiches hing, wie so oft in diesem Weltringen, an einem seidenen Faden. Der Wille des Feldherrn hat es damals noch einmal zum Guten gewendet. Trotz der Schwächung der Fronten im Westen und Osten wurde der Feldzug gegen Rumänien entschlossen durchgeführt, und die drohende Durchbruchsgefahr im Südosten beschworen. Gedenkt das deutsche Volk wohl noch der Tage, da die Kunde von den ersten Hammerschlägen Falkenhayns und Mackensens durch die deutschen Lande eilte und es tief aufatmete in dem Gefühl, aus einer großen Gefahr errettet zu sein, da die Glockenklänge der Siegesfeier von Bukarest sich zu einem gewaltigen Dankgebet gegen Gott und gegen die genialen Führer des Feldheeres zu vereinigen schienen!

Über die glückliche Überwindung der schweren Krise im Herbst 1916 hat Ludendorff bei Gelegenheit des siebzigjährigen

Geburtstages Hindenburgs selbst ein Urteil in den Worten gefällt, die er — auch hier bescheiden hinter seinem eigenen Werk zurücktretend — zu Ehren des Feldmarschalls sprach: „Die Größe dieses Feldzuges (in Rumänien) lag nicht in der strategischen Anlage und Durchführung, sie lag darin, daß er überhaupt geführt wurde, zu einer Zeit wo im Osten die Russen anstürmten und im Westen das deutsche Heer stark blutete." Das Freimachen der Kräfte für diesen Feldzug war ein Entschluß, der sich würdig anreiht an die Entschließungen bei Tannenberg, im Herbst 1914 und im Jahre 1915. Nach Überwindung der Krise, d. h. der Niederwerfung Rumäniens und der Festigung der Fronten in West und Ost, galt es, die ganze Kriegführung auf eine neue Grundlage zu stellen. Die einmütige und höhnische Abweisung des kaiserlichen Friedensangebotes vom 12. Dezember 1916, das im Einverständnis mit der Obersten Heeresleitung ergangen war, hatte von neuem den klaren Beweis erbracht, daß jeder Versuch einer friedlichen Verständigung mit dem Feinde unter Voraussetzung der bis zum Jahre 1918 auch von der Sozialdemokratie geforderten Unversehrtheit des Reiches an dem Vernichtungswillen der Gegner scheitern würde. Es blieb also nur die Wahl zwischen Sieg und Unterwerfung.

Hindenburg und Ludendorff aber waren mit der Führung des Feldheeres beauftragt worden, um den Sieg zu erringen, an den damals das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit glaubte. Die „Frankfurter Zeitung", heute die Wortführerin im Kampf gegen Ludendorff und diejenigen Volksgenossen, welche einen deutschen Sieg für notwendig und möglich ansahen, schrieben damals: „Hindenburg und Ludendorff, das ist die Einheit, um die sich alle Deutschen und alle, die an deutscher Seite den großen Krieg erlebt haben, willig und mit frohem Herzen versammeln, bereit, aufs neue zu kämpfen und vom Glauben erfüllt, daß der Sieg unser Preis sein wird".

Ludendorff war sich von Anfang an bewußt, daß angesichts der strategischen wie politischen Lage, die er vorfand, ein Sieg nur noch möglich war, wenn das Letzte an

militärischer, wirtschaftlicher und moralischer Kraft aus dem deutschen Volke herausgeholt wurde.

Aus dieser Erkenntnis forderte er das sogenannte „Hindenburgprogramm", d. h. die Mobilmachung aller materiellen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation.

Auf militärischem Gebiet wurde die Gefechtstaktik den neuzeitlichen Kampfverhältnissen angepaßt und auf Grund der Kriegserfahrungen durch die Dienstvorschrift über die „Abwehrschlacht" einheitlich geregelt.

Das Wesentliche dieses Verfahrens läßt sich in die Formel bringen: Verluste sparen — durch Gliederung der Front nach der Tiefe und dünne Besetzung des Vorfeldes — Kräfte ausscheiden an den Stellen, wo die Entscheidung nicht gesucht wird, um sie dort zu verwenden, wo Entscheidendes geleistet werden soll. Ein klassisches Schulbeispiel der neuen Taktik im Großen, gewissermaßen ins Strategische übertragen, bot die Zurückverlegung eines Teiles der Westfront im Frühjahr 1917. Durch das Zurückgehen in die Siegfriedstellung und die dadurch bewirkte Verkürzung und Verbesserung der Front wurden starke Kräfte für die notwendigen Kampfhandlungen in Rußland frei.

Wenn es den Franzosen und Engländern im Jahre 1917 trotz aller Massenanstürme und einer unerhörten Verschwendung von Menschen und Material nicht gelang, unsere dünne Verteidigungslinie im Westen zu durchbrechen, so verdanken wir das neben der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppe der neuen genialen Gefechtstaktik. Dieses elastische „Abwehrverfahren", wie es der Generalquartiermeister Ludendorff genannt hat, bedeutete zugleich einen Sieg des deutschen Geistes über die starre Unbeweglichkeit des englischen Materialkrieges.

Bereits unter Falkenhayn war die Oberste Heeresleitung an die Reichsregierung mit dem Antrage auf Erweiterung der Wehrpflicht herangetreten. Die Reichsregierung aber hatte der Anregung nicht stattgegeben. Auf Vorschlag Ludendorffs wurde der Antrag erneut gestellt und abermals

abgelehnt. Die Regierung Bethmann Hollweg fand auch jetzt nicht den Mut, der Nation den vollen Ernst der Lage klarzulegen und im Reichstage die Erweiterung der Wehrpflicht zu fordern. Sie hat wegen dieser Versäumnis eine schwere Verantwortung vor der Geschichte zu tragen. Wiederum waren Ludendorff ähnlich wie bei der Heeresvorlage des Jahres 1913 die von ihm für notwendig erkannten Mehrforderungen abgeschlagen worden.

Nach Ablehnung der Erweiterung der militärischen Dienstpflicht einigte man sich auf das sogenannte „Hilfsdienstgesetz".

Der Antrag der Heeresleitung war von dem Grundsatze ausgegangen, daß sich jeder Deutsche, Mann und Frau, sei es mit der Waffe oder mit seiner Arbeitskraft, in den Dienst der Kriegführung zu stellen habe, und sah ursprünglich eine Beschränkung der Unternehmergewinne durch staatliche Aufsicht einerseits und die Durchführung einer gewerblichen Dienstpflicht der Arbeitnehmer andererseits vor.

Ohne Mitwissen und gegen den Willen der O. H. L. ist das Gesetz durchgepeitscht worden. Durch die Schwäche der Regierung und die Nachgiebigkeit Gröners gegenüber den von radikaler Seite an ihn herantretenden Forderungen ist der Grundgedanke des Gesetzes im Reichstage derart verwässert worden, daß die erhofften Wirkungen in ihr Gegenteil verkehrt wurden.

Für die Erfassung weiblicher Arbeitskräfte auf gesetzlichem Wege geschah überhaupt nichts. Das Abkehrscheinwesen entzog Hunderttausende von Reklamierten der Kontrolle der Heeresleitung. Die Einführung der sogenannten „Schlichtungsausschüsse" wurde zur Quelle dauernder Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und hat geradezu den Gedanken der Rätepolitik in die deutsche Arbeiterschaft hineingetragen. Auf der einen Seite wurden aufreizende Unternehmergewinne erzielt, auf der anderen standen die geringen Lohnsätze der Soldaten in einem unerträglichen Verhältnis zu den in der Kriegsindustrie erzielten Gewinnen der Arbeiter. Alle dringenden Vorstellungen der Obersten Heeresleitung, die während der Jahre 1917 und 1918 bei der

Reichsregierung erhoben worden sind, um auf diesem Gebiet einen gerechten Ausgleich herbeizuführen, insbesondere die Löhnung des Heeres zu erhöhen und nach bevölkerungspolitischen Grundsätzen neu zu regeln, blieben zum schweren Schaden des Ganzen ohne Erfolg.

Die Ökonomie der Menschenkräfte, die durch die neue Gefechtstaktik ermöglicht wurde, sollte nach dem Willen der O. H. L. auf wirtschaftlichem Gebiet durch eine stärkere Erzeugung von Kriegsgerät aller Art: Geschütze, Maschinengewehre, Munition noch erleichtert und gefördert werden. Die gesamte deutsche Wirtschaft sollte, was schon bei Kriegsbeginn hätte geschehen müssen, und in England von der Zivilregierung aus (Lloyd George) in großzügiger Weise organisiert worden war, auf den Krieg eingestellt werden. Das Kriegsamt und das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt (Wumba) wurden geschaffen, um die Organisation der deutschen Wirtschaft für den Krieg, das Hindenburgprogramm im engeren Sinne des Wortes, durchzuführen. Diese Ämter haben im Verein mit unserer glänzend geführten, erfinderischen Industrie angesichts des durch die Blockade bewirkten Rohstoffmangels und der schwierigen Arbeiterverhältnisse im Ganzen Hervorragendes geleistet und eine ganz gewaltige Steigerung der Materialerzeugung bewirkt.



IX.

Vaterländische Aufklärungsarbeit.

Eine notwendige Ergänzung des Hindenburgprogrammes der Kriegswirtschaft bildete die von der Obersten Heeresleitung im Frühjahr 1917 eingeleitete vaterländische Aufklärungsarbeit in Heer und Heimat.

Bei der innigen Wechselbeziehung, die in diesem Kriege der Völker zwischen Heimat und Front bestand, brauchten wir eine opferfreudige und zuversichtliche Stimmung im Volke als Grundlage unserer Kampfkraft.

In den unvergeßlichen Augusttagen des ersten Kriegsjahres ging eine großartige seelische Bewegung durch alle Glieder der Nation. Die Schranken wirtschaftlicher, parteipolitischer und konfessioneller Art schienen wie von einer Zaubergewalt gefallen. Bismarcks Verheißung ging in Erfüllung: das friedliebende deutsche Volk, das zu gerechter Selbstverteidigung in den ihm von einer feindlich gesinnten Welt aufgezwungenen Kampf zog, glich einem Pulverfaß, in das der zündende Funke geschlagen war.

Was wir damals erlebten, war die Mobilmachung des deutschen Geistes, die neben der Mobilmachung der Männer und Waffen einherging. Der Geist der freiwilligen Selsthingabe im Dienst einer höheren Idee, der uns als Erbe von unseren großen nationalen Denkern Kant und Fichte überliefert war, hat jener heilig ernsten Zeit ihre Eigenart aufgeprägt. Dieser Geist bildete das Geheimnis unserer langjährigen siegreichen Behauptung gegen vielfache feindliche Übermacht und die Voraussetzung unserer militärischen Erfolge. Die Volksstimmung hat im Verlauf des Krieges eine tiefe

Wandlung erfahren. Der Krieg zog sich unerwartet in die Länge, immer neue Feinde gesellten sich den alten zu und unter dem Druck der englischen Seesperre wuchsen im Innern die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und zehrten an der körperlichen, aber auch an der seelischen Widerstandskraft des Volkes in vielleicht noch stärkerem Maße als der Kampf gegen die zahlreichen äußeren Feinde.

Im Heer war der Geist von 1914 lebendig geblieben. Immer aufs neue bewiesen die Waffentaten der Front, was Willenskraft und Siegeswille auch gegen zahlenmäßig weit überlegene Feinde zu leisten vermögen.

Diesen Frontgeist in die Heimat zu tragen, den mannhaften Geist der freudigen Hingabe des Einzelnen für die Gesamtheit, des unerschütterlichen Vertrauens zu Führung und eigener Kraft, kurzum den Siegeswillen des deutschen Volkes zu stärken und ihn da, wo er verloren ging, wiederzuerwecken, sollte die vornehmste Aufgabe der vaterländischen Aufklärungsarbeit sein.

Dieses Ziel bedeutete eine militärische Notwendigkeit ersten Ranges. Darin unterschied sich ja dieser Krieg im wesentlichen von den Kämpfen vergangener Zeiten, daß er alle Glieder der Nation, alle Gebiete des Lebens weit fühlbarer umfaßte, als in den Kriegen, die wir aus der Geschichte kennen. Neben dem Kampf der Waffen im Felde ging ein ebenso erbitterter wirtschaftlicher, politischer und moralischer Feldzug der Völker untereinander. Es sind Deutsche gewesen, die zuerst dieses Wesen der modernen Kriegführung erkannt haben. Unsere Klassiker auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, Clausewitz und Moltke, haben beide ihr Wesen dahin gekennzeichnet, daß sie als Ziel nicht nur die Vernichtung der militärischen Kraft des Gegners habe, sondern sich vornehmlich auch gegen das Prestige des Feindes richte. Die praktische Nutzanwendung aber aus dieser Erkenntnis zu ziehen, haben wir unseren Feinden überlassen. Es gibt vielleicht keinen besseren Beweis dafür, daß Deutsch-

land diesen Krieg nicht gewollt hat, als die Tatsache der Vernachlässigung unseres Aufklärungsdienstes daheim und in der Welt in der Zeit vor dem Kriege.

Während wir unsere Kraft in innerpolitischen Kämpfen verzehrten und oftmals um Kirchturmsinteressen die Welt um uns her vergaßen, hatten unsere Feinde ebenso wirksam wie unauffällig einen großangelegten Propagandafeldzug gegen uns geführt. Neben der diplomatischen Einkreisung ging die moralische einher und bereitete die Volksstimmung in den feindlichen Ländern planmäßig auf einen Krieg gegen Deutschland vor.

In völliger Verkennung ihrer Aufgaben hatten es unsere Diplomaten vor dem Kriege versäumt, dieser propagandistischen Tätigkeit unserer Gegner, deren Gefährlichkeit und unverhüllten Ziele jedem im Auslande weilenden Deutschen tagtäglich klarer vor Augen standen, eine zielbewußte Gegenpropaganda unter Anwendung großzügiger Mittel entgegenzustellen. Die jeden Mutes zu frischer Initiative bare Bürokratie unserer Wilhelmstraße hatte sich auch auf diesem Gebiete widerstandslos in die Verteidigung drängen lassen.

Nun wäre es ihre Pflicht gewesen, das Versäumte so gut wie möglich während der Kriegszeit nachzuholen.

Aber nichts dergleichen geschah. Während unsere Feinde in Wort, Schrift und Bild unter ausgiebiger Verwertung des Kinematographen die öffentliche Meinung der ganzen Welt, einschließlich der neutralen Länder, mit einer skupellosen Greuelpropaganda gegen uns aufhetzten, wurden bei uns Erörterungen über die Russengreuel in Ostpreußen und über die Mißhandlung unserer Gefangenen amtlich niedergeschlagen.

In den feindlichen Ländern wurden besondere Propagandaministerien eigens zu dem Zweck ins Leben gerufen, um die Stimmung ihrer kriegsmüden Völker immer wieder aufs neue aufzupeitschen und im deutschen Volke Zwietracht zwischen den Bevölkerungsklassen und Mißtrauen gegen seine Führer zu säen. Ihre Tätigkeit wurde bei uns ahnungslos belächelt und bespöttelt. Zu unserem Leidwesen haben wir erfahren müssen, welche unheimlichen Erfolge

diesem von den Feinden gegen uns geführten Krieg im Dunkel beschieden waren.

Als Lord Northcliffe nach der Annahme der Waffenstillstandsbedingungen durch Deutschland den englischen Premierminister um Enthebung von seinem Amte als Leiter der Propaganda in den Ländern der Mittelmächte ersuchte, erwiderte Lloyd George mit einem vom 13. November 1918 datierten Dankschreiben u. a.: „Ich habe viele direkte Beweise Ihrer schätzbaren Arbeit und von ihrer Wirkung, die mit zu dem dramatischen Zusammenbruch der feindlichen Stärke in Österreich-Ungarn und Deutschland geführt hat." Unser Mangel an Unternehmungsgeist auf diesem Gebiet mußte umso verhängnisvoller für uns werden, als unsere Gegner leider in der Lage waren, einen Teil ihrer wirksamsten Waffe aus deutschen Arsenalen, den Kundgebungen der Sozialdemokratie und bürgerlich demokratischer Blätter vom Schlage des „Berliner Tageblatts" zu entnehmen, die vor dem Kriege in Verleumdungen gegen den sogenannten „preußischen Militarismus" mit den Organen des feindlichen Propagandadienstes geradezu wetteiferten. Die antinationale Propaganda dieser Blätter war vielleicht noch gefährlicher in ihrer Wirkung, weil sie sich unter bürgerlicher Maske versteckte und sich feuilletonisch gab. Wie schädlich das Treiben dieser Blätter auch im eigenen demokratischen Lager eingeschätzt wird, zeigt das Urteil, das die „Vossische Zeitung" jüngst über das „Berliner Tageblatt" niederschrieb: „Die publizistische Tätigkeit des „Berliner Tageblattes", die schon vor dem Kriege dazu beigetragen hat, jene vergifteten Waffen der Verleumdung gegen Deutschland zu schmieden, mit denen während des Krieges Lord Northcliffe unserem Vaterlande tödliche Wunden schlug, hat auch innerhalb Deutschlands die politische Atmosphäre vergiftet und Verderben im deutschen Volke verbreitet . . . Es hat sich dauernd bemüht, dem deutschen Volke sein Vaterland und den Glauben an deutsche Kraft und Ehrlichkeit zu verekeln." —

Auch während des Krieges haben irregeleitete Volkskreise in Deutschland der feindlichen Wühlarbeit willig Vorschub

geleistet, wie die Enthüllungen des Führers der Unabhängigen in Magdeburg und neuerdings die Verhandlungen des Ledebourprozesses einwandfrei erwiesen haben.

Angesichts der immer stärker fühlbar werdenden Propaganda der Feinde und der im eigenen Volke zu Tage tretenden Zersetzungserscheinungen stellte Ludendorff bei der Reichsregierung den Antrag, zur Abwehr ein deutsches Propagandaministerium zu schaffen. Diese Anregung wurde wie so viele andere in der üblichen Weise von der politischen Leitung zur „Kenntnis genommen", in „Erwägung" gezogen und zu den Akten gelegt.

Notgedrungen entschloß sich daher die Heeresleitung, das von der Reichsleitung Versäumte selbst in Angriff zu nehmen und in zwölfter Stunde eine nationale Propaganda zu organisieren. Wenn man die Einrichtung des „vaterländischen Unterrichts", wie die Aufklärungsarbeit im Dienstgebrauch bezeichnet wurde, unbefangen würdigen will, so muß man diese Umstände in Rechnung ziehen. Die in letzter Stunde improvisierte Aufklärungstätigkeit stellte vom Standpunkte der Heeresleitung aus gewissermaßen eine strategische Aushilfe dar, als solche muß sie bewertet werden.

Die Ziele und Wege des vaterländischen Unterrichts waren in den vom Chef IIIb des Generalstabes, Oberstleutnant Nicolai, aufgestellten „Leitsätzen" niedergelegt, denen ein Reichstagsabgeordneter mit Recht nachrühmte, daß sie mit ihrer kristallklaren Gedankenprägung an Scharnhorst erinnern.

Diese Richtlinien ließen klar erkennen, daß eine staatsbürgerliche Aufklärung über die Ursachen des Krieges, die militärische und wirtschaftliche Lage Deutschlands beabsichtigt war. Parteipolitische und Kriegsziel-Erörterungen waren ausdrücklich verboten. Es handelte sich also um einen vaterländischen Unterricht, wie wir ihn auch im Frieden zur Vertiefung der Vaterlandsliebe und zur Anerziehung selbstloser Hingabe bei den Truppen pflegten.

Eine derartige staatsbürgerliche Aufklärung erschien umso notwendiger, als gerade der Deutsche, sei es aus ererbter Gleichgültigkeit, sei es aus Mangel an nationaler Erziehung

von jeher Fragen des staatlichen Lebens und weltpolitischen Zusammenhängen verständnislos gegenüber gestanden hat, andererseits aber von Natur aus und infolge der geographischen Lage unsers Landes fremden Einflüssen besonders leicht zugänglich gewesen ist. Schon kurz nach der Marneschlacht hatte Ludendorff bei seinem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin mit Befremden wahrgenommen, mit welcher Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit die Öffentlichkeit dem Ernst der Lage gegenüberstand. Dieses Verständnis zu erwecken und alle sittlichen Kräfte des Volkes auf das Endziel hinzulenken, erschien ihm mit Recht eine unbedingte Notwendigkeit.

Aus radikalen Kreisen, denen die aufbauende, vaterländische Aufklärungsarbeit von vornherein ein Dorn im Auge war und die, was man heute ohne weiteres verständlich finden wird, in ihr eine unbequeme Erschwerung ihrer eigenen revolutionären Wühlarbeit in Heer und Heimat erblickten, ist des öfteren der Versuch unternommen worden, den vaterländischen Unterricht als eine „alldeutsche Stimmungsmache" zu verdächtigen, die vornehmlich gegen die Reichstagsmehrheit und ihre Friedensresolution vom 19. Juli 1917 ins Leben gerufen sei.

Demgegenüber muß einmal festgestellt werden, daß die Einrichtung des vaterländischen Unterrichts mehrere Monate vor dem berühmten 19. Juli erfolgt ist, als wohl auch den jetzigen Mehrheitsparteien von einer Friedensresolution noch nichts bekannt war. In weitherziger und unparteiischer Weise sind Angehörige aller Parteien im V. U. zu Worte gekommen. Es ließe sich leicht zahlenmäßig feststellen, daß in einzelnen Korpsbereichen sogar vorwiegend Mitglieder der Mehrheitsparteien, einschließlich der Sozialdemokratie, zu den Veranstaltungen des vaterländischen Unterrichts herangezogen worden sind.

Unter den Schriften, die als Unterrichts- und Lesestoff im Heere verbreitet wurden, stehen solche von sozialdemokratischen Verfassern obenan. So wurde beispielsweise die Rede, die der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. David am 6. Juni 1917 in Stockholm vor dem

holländischen-skandinavischen Friedenskomitee gehalten hat, in Massenauflagen verbreitet. Diese vom Verlag des „Vorwärts" vertriebene Schrift wird wohl nicht gut als „alldeutsch-annexionistisch" bezeichnet werden können. Schriften der Sozialdemokraten Cohen, Lensch, Fendrich, Winnig u. a. wurden vorzugsweise von den Leitern des vaterländischen Unterrichts vertrieben. Zu Vorträgen waren neben schon genannten sozialdemokratischen Abgeordneten und Gewerkschaftsführern u. a. Leinert, Dr. August Müller, aus den Kreisen der Fortschrittpartei Persönlichkeiten wie Naumann und Gertrud Bäumer, die auf dem linken Flügel ihrer Partei stehen, zu Vorträgen herangezogen. Zentrumsdemokraten wie Stegerwald und Giesberts waren in hervorragender und verdienstvoller Weise an der vaterländischen Aufklärungsarbeit beteiligt. Angesichts dieses einwandfreien Tatbestandes geht es nicht an, vom vaterländischen Unterricht als von alldeutscher Stimmungsmache zu sprechen. Gewiß sind an einzelnen untergeordneten Stellen auch Taktlosigkeiten und Übergriffe vorgekommen. Bei einer derartig umfangreichen Organisation versteht es sich ganz von selbst, daß sich gelegentlich auch ungeeignete Elemente vordrängten, deren Tätigkeit gegen die klaren Vorschriften der Leitsätze verstieß. Wo derartige Fälle zur Kenntnis der Leitung gelangt sind, ist sofort Abhilfe geschaffen.

Immer wieder hat die Oberste Heeresleitung in ureigenstem Sinne des auch in dieser Hinsicht von der Öffentlichkeit vielfach in einem so falschen Lichte gesehenen Generalquartiermeisters Ludendorff auf die Ausschaltung jeglicher politischen Erörterungen innerhalb des Heeres hingewirkt. Noch in der am 15. und 16. Mai 1918, also auf der Höhe der deutschen militärischen Machtstellung, in Berlin tagenden Besprechung der Leiter des vaterländischen Unterrichts hat Nicolai diesen Standpunkt der O. H. L. eindeutig zum Ausdruck gebracht, indem er am Schluß zusammenfassend sagte: „Ich betone nochmals, daß der vaterländische Unterricht keine Politik treiben soll, er soll im Gegenteil die Politik vom Heere fernhalten."

Die Anweisungen, welche die „Leitsätze" der Heeresleitung bezüglich der „Arbeitsweise" enthielten, atmeten einen weitherzigen und durchaus zeitgemäßen Geist. Die Aufklärung sollte nicht erklärliche Stimmung eindämmen wollen, die dann nur unter der Decke verbitternd weiter wirken würden, sondern sie feststellen und zerstreuen. „Nicht fortleugnen, was allgemein, sei es mit Recht oder Unrecht geglaubt wird, dagegen aufklären, und das beseitigen, was falsch und schädlich daran war".

Bei richtiger Auswahl der für die Leitung der Aufklärung verantwortlichen Persönlichkeiten war in jeder Hinsicht die Möglichkeit zu ersprießlicher Arbeit gegeben.

Hier lag naturgemäß die größte Schwierigkeit vor. Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und infolge der mit der Länge des Krieges immer schwieriger werdenden Ersatzverhältnisse war es nicht immer möglich, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen; so sehr gerade die Heeresverwaltung auch bemüht war, dieser idealen Forderung nach Möglichkeit zu entsprechen.

Was die Leitsätze über den Gegenstand der Aufklärung, über die Ursachen des Krieges, die militärische und wirtschaftliche Lage und den Vernichtungswillen unserer Gegner sagten, das war bei allem notwendigen und selbstverständlichen Glauben an den deutschen Sieg, von so klarem Wirklichkeitssinn diktiert, daß beinahe jedes Wort heute noch Geltung hat. Der Friedensvertragsentwurf unserer Feinde und die sogenannten „Friedensverhandlungen" in Versailles bilden leider eine nur allzu glänzende Bestätigung dessen, was die O. H. L. durch den vaterländischen Unterricht über die Kriegsziele unserer Gegner und die Folgen eines verlorenen Krieges in Heer und Heimat verbreiten ließ.

Die eigentliche Unterrichts- und Vortragstätigkeit wurde ergänzt durch Verteilung von gutem Lesestoff, Einrichtung von Mannschaftslesestuben, Vorführung von Schauspiel- und Filmvorführungen und Schaffung von Beratungsstellen, in denen sich die Mannschaften und ihre Angehörigen unentgeltlich Rat in persönlichen Angelegenheiten, insbesondere auch

Rechtsauskunft holen konnten. Welchen Umfang diese mit dem vaterländischen Unterricht verbundene Wohlfahrtspflege angenommen hatte, sei an einem kleinen Beispiel erörtert, das Dr. Cassel, ein Sohn des bekannten fortschrittlichen Landtagsabgeordneten, in der „Vossischen Zeitung" aus seiner Tätigkeit mitgeteilt hat*): „In einem einzigen kleinen Armeebereich wurden durch den Leiter der Aufklärungstätigkeit unterhalten: Eine Armeezeitung, 3 Offiziersheime, 8 Unteroffiziersheime, 70 Soldatenheime, 40 Leseräume, 41 Feldbuchhandlungen, 30 Kinos, 83 Leihbüchereien, 15 Sportplätze, 51 Beratungsstellen für Rechts-, Wirtschafts- und Fürsorgefragen und eine Zentralauskunftsstelle beim Armeeoberkommando für schwierige Fragen, die mit Hilfe umfangreicher Literatur bearbeitet werden mußten, 3 große ständige Theater". Eine von Ludendorff gezeichnete Verfügung vom 15. September 1917 ordnete ausdrücklich an, daß „die für die Fürsorge der Mannschaften getroffenen Einrichtungen möglichst weit nach vorn verlegt werden sollten". Diese Einrichtungen sind im allgemeinen rege in Anspruch genommen und dankbar begrüßt worden. Bei der langen Dauer des Krieges hatte sich ein wirkliches Bedürfnis dafür herausgebildet. Sie waren namentlich für die älteren Jahrgänge von praktischer Bedeutung und sollten dazu dienen, die Sorgen der Truppe zu erleichtern.

Daß die Handhabung der Leitsätze beim Feldheer in den einzelnen Befehlsbereichen, namentlich im Anfang ungleichartig war, erscheint verständlich. Leider ist die Bedeutung des neuen Dienstzweiges von manchen Stellen nicht rechtzeitig erkannt und ihm daher auch nicht die erforderliche Beachtung geschenkt worden. Das hat sich schwer gerächt. Andererseits darf nicht vergessen werden, daß die durch den Krieg bedingten fortwährenden Personalveränderungen der Durchführung der Leitsätze oftmals unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Auch hier ist nachträgliches Kritisieren leichter als Bessermachen.

---

*) Voss. Ztg. 30. Oktober 1917 Nr. 300 Aufklärung, Heer und Reichstag von Dr. Friedrich Cassel.

Die Aufklärungstätigkeit in der Heimat litt an manchen Stellen darunter, daß bürokratische Behörden entweder die Anregungen der O. H. L. aus kleinlichen Kompetenzrücksichten unbeachtet ließen oder vor lauter Erwägungen nicht zum Arbeiten kamen. Wo zivile und militärische Stellen verständnisvoll zusammengearbeitet haben, — und das war in einer ganzen Reihe von Korpsbereichen der Fall — sind auch gute Erfolge erzielt worden.

Die vaterländische Aufklärungsarbeit der O. H. L. hält als Gesamtleistung jeder unvoreingenommenen und sachlichen Kritik stand. Ihre Leitsätze bilden ein lebendiges Zeugnis dafür, daß die Heeresleitung die Forderungen der Zeit erkannt hatte, ihre schnelle Durchführung stellt eine beachtenswerte organisatorische Leistung dar und war eine volkserzieherische und zugleich soziale Tat. Der vaterländische Unterricht organisierte im deutschen Volk in Waffen die Gefolgschaft hinter seinen berufenen Führern im Kampfe gegen den feindlichen Vernichtungswillen. Und der Generalfeldmarschall wurde nicht müde, dem von seinem ersten Generalquartiermeister geschaffenen Werk mit starken Worten der Zuversicht öffentlich voranzuschreiten.

War zu Beginn des Krieges versäumt worden, die allgemeine Begeisterung in einen festen und zielsicheren politischen Willen umzumünzen und das Volk über Ursachen und Sinn des Ringens und über die Größe der Gefahr aufzuklären, so setzte gerade in den entscheidenden Wochen des Schlußabschnitts die von der Heeresleitung organisierte Aufklärungsarbeit wieder aus. Zwar hatte die Regierung des Prinzen Max von Baden ein besonderes Propagandaministerium unter der Leitung des politischen Verwandlungskünstlers Erzberger geschaffen, aber dieses blieb völlig tatenlos. In jenen Tagen nach der ersten Antwortnote Wilsons ging noch einmal ein seelisches Sichaufbäumen durch weite Kreise des deutschen Volkes, der nationale Selbsterhaltungstrieb kam hier und da kraftvoll zum Ausdruck. Aber nichts geschah, um diese Energieen für den Versuch einer nationalen Verteidigung nutzbar zu machen. Die führenden Männer des neuen

Kabinetts wollten Schluß, Schluß um jeden Preis. Sie setzten alles auf die Karte des von ihnen so oft in den höchsten Tönen besungenen Völkerbundes und waren so sehr mit der Parlamentarisierung und Ämterverteilung beschäftigt, daß ihnen für wichtigere Dinge keine Zeit blieb.

Ludendorffs und seiner Mitarbeiter Tatkraft war ausgeschaltet, Hindenburgs treuer Mund zum Schweigen verurteilt. —



X.

Fürsorgetätigkeit des Generalquartiermeisters.

Nach dem übereinstimmenden Urteil seiner ehemaligen Kameraden und Untergebenen wirkte Ludendorff als Kompaniechef in Thorn wie später als Kommandeur in Düsseldorf und Straßburg vorbildlich in seiner Fürsorge für das Wohl der ihm anvertrauten Truppe. Dieser Eigenschaft ist auch der Generalquartiermeister des deutschen Feldheeres treu geblieben.

Von den Wohlfahrtsbestrebungen des Feldherrn, der es nicht liebte, von sich und seiner Tätigkeit reden zu machen, ist nur ein kleiner Kreis von Mitarbeitern und unmittelbar beteiligter Persönlichkeiten unterrichtet. In der deutschen Öffentlichkeit sind seine großen Verdienste auf diesem Gebiete nur wenig oder gar nicht bekannt geworden.

Die Geschichtsschreibung wird ihn vielleicht einmal in gerechter Würdigung seiner Persönlichkeit den Ehrennamen eines sozialen Feldherrn verleihen.

Seine umfassende Fürsorgetätigkeit kann hier nur in kurzen Umrissen angedeutet werden.

Der vaterländische Unterricht schloß, wie wir gesehen haben, mannigfaltige Wohlfahrtseinrichtungen, wie Soldatenheime, Offizierheime, Mannschaftslesestuben, Büchereiwagen, Beratungsstellen u. a. mehr ein, die überaus segensreich gewirkt haben. Diesem Zweige des vaterländischen Unterrichts hat Ludendorff von Anfang an sein besonderes Interesse zugewandt und immer wieder darauf gedrungen, daß derartige Einrichtungen möglichst weit nach vorn gelegt

würden, um sie in erster Linie den Fronttruppen zu gute kommen zu lassen. Charakteristisch für L. ist ein Wort, das der Militärpfarrer Hoppe, der Gründer der fahrbaren Feldbüchereien, in seinem Kriegstagebuch mitteilt. Als er am 9. April 1917 dem Feldherrn die zum Ausbau der Feldbüchereien bestimmte Ludendorff-Geburtstagsspende in Höhe von 300000 Mk. überreichte, drückte ihm L. seine herzliche Freude über die Gabe aus und sagte u. a.: „Die Versorgung der Truppe mit geistiger Nahrung ist mir eine meiner liebsten Aufgaben."

Für die Aufbesserung der Verpflegung hat er sich mit Nachdruck eingesetzt und insbesondere für die fechtende Truppe höhere Verpflegungssätze verwirkt, so weit es die Ernährungsschwierigkeiten der Heimat nur immer ermöglichten.

Des Öfteren hat Ludendorff Vorschläge für eine Neugestaltung der Löhnungsverhältnisse nach bevölkerungspolitischen Grundsätzen, d. h. durch Abstufung nach Leistung und Alter und Maßgabe der Zahl der vom Löhnungsempfänger zu versorgenden Familienmitglieder.

Die geltende Besoldungsvorschrift war nach seinem Dafürhalten veraltet und trug den Verhältnissen eines im langjährigen Kampfe stehenden Volksheeres in keiner Weise Rechnung. Das Gehalt eines unverheirateten jungen Leutnants erschien viel zu hoch gegenüber den Bezügen eines älteren Familienvaters, gleichviel, ob dieser Offizier oder Landsturmmann war. Diese unsozialen Gegensätze haben ungemein verbitternd gewirkt, und mit dazu beigetragen, den guten Geist des Heeres zu untergraben. Die wiederholten dringenden Vorstellungen Ludendorffs in dieser Hinsicht sind von den zuständigen Heimatbehörden in unverantwortlicher Kurzsichtigkeit unbeachtet gelassen worden.

Ebenso erging es seinen Anregungen bezüglich Änderung der Beschwerdevorschrift, die er der veränderten Zusammensetzung des Heeres angepaßt wissen wollte, wie bezüglich der Gewährung von Urlaub und der Verleihung von Auszeichnungen.

Zum bessren Verständnis muß hier eingeschaltet werden, daß die Oberste Heeresleitung keineswegs über jene

große Machtbefugnis verfügte, welche ihr im Volksbewußtsein allgemein zugeschrieben wurde.

Oberst Bauer hat bereits*) darauf hingewiesen, daß die O. H. L. nur ausführendes Organ der Kommandogewalt des Obersten Kriegsherrn in Bezug auf das Feldheer war, und daß weder der Reichskanzler, noch die Staatssekretäre, noch endlich der Kriegsminister in irgendwelchem Abhängigkeitsverhältnis von ihr standen. „Insbesondere hatte die O. H. L. keinerlei Einwirkung auf die Aufbringung des Ersatzes, auf die Stärke des Besatzungsheeres, auf die Ausbildung daheim u. s. w. Erst die durch die Waffenerfolge geschaffene Autorität zusammen mit der Verantwortungsscheu der Heimatbehörden gaben der O. H. L. eine überragende Stellung, so daß alle, die etwas auf dem Herzen hatten, sich an die O. H. L. wandten. Sie ahnten nicht, daß ihr die Mittel fehlten, die vielen berechtigten Wünsche durchzudrücken. Es konnte immer nur auf Bitten, Vorstellungen, Warnungen u. s. w. hinauskommen und die sind von Ludendorff nicht gespart worden."

Was in der Macht der Heeresleitung stand, um die Lage der Heeresangehörigen zu erleichtern und zu verbessern, ist mit der Ludendorff eigenen Entschlußfreudigkeit auch schnell und tatkräftig ins Werk gesetzt worden. —

Zahlreiche Genesungsheime sind auf seine Anregung im besetzten Gebiet und in der Heimat entstanden, so u. a. auch das große, mit allen neuzeitlichen Einrichtungen ausgestaltete Erholungsheim in Frohnau bei Berlin, das erholungsbedürftigen Kriegsteilnehmern als Kuraufenthalt dienen soll. Von dem Gedanken getragen, daß der Krieg letzten Endes durch die Menschenfrage entschieden werde, war er mit Erfolg bemüht, soweit die harten Kriegsnotwendigkeiten es zuließen, Menschenleben zu sparen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist vor allem der bald nach Ludendorffs Antritt ergangene Befehl zu bewerten, der alle

*) Oberst Bauer, konnten wir den Krieg gewinnen, abbrechen? Aug. Scherl Verlag S. 44 ff.

Angriffsunternehmungen von der Genehmigung der O. H. L. abhängig machte. Jeder Frontsoldat weiß die Bedeutung dieser Verordnung zu würdigen, durch die viel unnütze Verluste, namentlich während des Stellungskrieges, erspart worden sind.

Die von Ludendorff eingeführte neue Gefechtstaktik hat in der Verteidigung wie beim Angriff eine ganz bedeutende Minderung der Verluste bewirkt.

Die Tatsache wird auch für jeden Laien in die Augen springen, der etwa die Kämpfe an der Yser, bei Ypern und Verdun und der ersten Sommeschlacht mit den Kampfhandlungen der Jahre 1917 und 1918 in Vergleich zieht. So schwer und schmerzlich auch der Verlust jedes einzelnen Mannes bleibt, den wir in diesem furchtbaren Kampf opfern mußten, so ist der Gedanke immerhin tröstend, daß unsere Verluste nur halb so groß wie diejenigen unserer Verbündeten, zahlenmäßig vielfach überlegenen Gegner gewesen sind. Das ist ein Erfolg, der zu einem wesentlichen Teil der genialen Führung Ludendorffs zu danken ist, ein Erfolg, auf den der Feldherr mit Recht stolz sein darf und für den ihm das deutsche Volk unauslöschlichen Dank schuldig ist.

Trotz seiner ungeheuren Arbeitslast fand Ludendorff stets Zeit, um Fragen der Kriegsbeschädigtenfürsorge mit berufenen Sachverständigen zu beraten. Zahlreiche wertvolle Anregungen sind gerade auf diesem Gebiet von der Heeresleitung ausgegangen. Die Entwicklung der Prothesen verfolgte er mit größtem Interesse. Er ließ sich durch Vorträge und Vorführungen stets über die Entwicklung auf dem Laufenden halten und setzte sich dafür ein, daß die neuesten wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften den Kriegsbeschädigten so schnell wie möglich zugute kamen.

Die Durchführung der Kriegsbeschädigtenfürsorge schwebte ihm in einer Form vor, daß mit ihr zugleich ein anderes von ihm als notwendig und erstrebenswert erkanntes Ziel gefördert wurde: die Gesundung des deutschen Familienlebens, d. h. die Verpflanzung möglichst zahlreicher deutscher

Familien aus den engen und ungesunden Wohnstätten der Großstadt auf das flache Land.

Der bekannte Bodenreformer Damaschke hatte im Dezember 1917 Vorschläge über die Errichtung von Kriegerheimstätten an die Heeresleitung gelangen lassen. Die von Hindenburg gezeichnete Antwort der Heeresleitung läßt erkennen, daß diese den gesunden Kern der Bodenreformbewegung sogleich in seiner Bedeutung erfaßt hatte. „Unsere Krieger, die ihr Vaterland unter schwersten Opfern so ruhmvoll vor dem Verderben geschützt haben, dürfen bei ihrer siegreichen Heimkehr nicht mit Wohnungselend empfangen werden, oder gar mit Frau und Kindern der Obdachlosigkeit preisgegeben werden. Das Vaterland soll jedem, der von ehrlicher Arbeit leben will, dazu verhelfen, ein vor Wucherhänden geschütztes Heim zu gewinnen, in dem deutsche Familien leben und der Aufwuchs an Leib und Seele gesunder Kinder möglich ist."

Die hier zum Ausdruck gelangenden volkswirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Anschauungen der Heeresleitung bilden auch eine treffliche Illustration zu dem Schlagwort von dem angeblichen „Reaktionär" Ludendorff.

Soweit Kriegsbeschädigte gesundheitlich in der Lage waren, sollte ihnen nach Ludendorffs Ansicht die Möglichkeit gewährt werden, sich auf dem Lande anzusiedeln. Als Lieblingsplan schwebte ihm dabei eine großzügige Ansiedlung in Kurland vor. Dort, auf altem deutschen Kolonialboden, den sein Feldherrngenie soeben vom Zarismus befreit, sollte der deutsche Kriegsbeschädigte sich ansiedeln können, um als freier Mann auf freier Scholle, „nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen".

Ein besonderer Ausschuß von Ludendorff nahestehenden Persönlichkeiten und Sachverständigen wurde zu dem Zweck ins Leben gerufen, die Ansiedlungspläne für Kurland in allen Einzelheiten vorzubereiten.

Nach Ludendorffs Wunsch sollten die Kriegsbeschädigten in ihrem eigenen Interesse jedoch nicht gemeinsam in sogenannten „Heldendörfern" sondern inmitten gesunder baltischer und deutscher Ansiedler wohnen, damit sie von ihren Leiden

abgelenkt und ihre Gesundung an Leib und Seele erleichtert würde.

Am 17. Juni 1918 erging die bekannte Verordnung der Obersten Heeresleitung über die Besiedlung Kurlands, in der bestimmt wurde, daß jeder kurländische Gutsbesitzer mit einer Bodenfläche von 360 ha und mehr ein Viertel der Fläche an die Bodengesellschaft „Kurland" zum Friedenspreise von 1914 verkaufen mußte. Die Gesellschaft sollte das Land zum Selbstkostenpreis an deutsche Siedler verteilen. Die Verfügung war von einem wahrhaft sozialen Geist durchweht: „Der Volkswohlstand besteht nicht darin, daß eine kleine Zahl der Großkapitalisten vorhanden ist, sondern beruht auf einer möglichst großen Zahl leistungsfähiger, selbständiger, heimfester und heimfroher Staatsbürger, die dem Staate das liefern, was er in erster Linie braucht, Menschen, gesund an Leib und Seele. Ein solches Geschlecht läßt sich nur heranziehen, wenn die Gewinnsucht ferngehalten wird. Von dem Siedlungswerke soll das ganze Volk, die Allgemeinheit Nutzen genießen."

Während die Heimatbehörden in den Fragen der Kriegerheimstätten und der inneren Kolonisation vor lauter bürokratischen Hindernissen nicht vom Fleck kamen, wurde hier die wichtigste sozialpolitische Aufgabe der Gegenwart ungesäumt in Angriff genommen und ihre praktische Lösung in großzügiger Weise in die Wege geleitet. Die Siedlungsverfügung der Heeresleitung erregte im In- und Auslande berechtigtes Aufsehen und fand die ungeteilte Bewunderung aller wahren Volksfreunde. Nur die Blätter der deutschen Sozialdemokratie mäkelten an ihr herum: Die Heeresleitung sei nicht zuständig für die Frage der Siedlung. Die Wahrung der Zuständigkeit galt ihr also mehr als praktische Sozialpolitik. Aus den damaligen Auslassungen klang die geheime Sorge, ihre Leser könnten aus der Verfügung erkennen, daß der vielgeschmähte „rückständige Gewaltmensch" Ludendorff in Wahrheit ein Mann mit modernen Anschauungen und einem warmen Herzen für die Sorgen der werktätigen Bevölkerung sei. Doch gab es selbst im sozialdemokratischen Lager auch vereinzelte un-

befangene Kritiker, die mit ihrer Anerkennung nicht zurückhielten. Überall war es Ludendorffs Bestreben, den Frontsoldaten nicht zu kurz kommen zu lassen. Die Gefahr war umso größer, je mehr der Eigennutz in der Heimat vorherrschte. Konnte man zu Beginn des Krieges sicher sein, daß aller Konkurrenzkampf der Daheimgebliebenen gegen die im Felde befindlichen Männer ausgeschlossen war, so änderte sich mit der Dauer leider das Bild. Hiergegen und für den Soldaten trat er immer wieder ein. Er konnte es nicht verstehen, daß der Soldat, der in Ehren gekämpft hatte, zu Gunsten anderer an die Wand gedrückt wurde.

Gewissermaßen die Krönung der sozialen Fürsorgetätigkeit des Feldherrn bildete die „Ludendorffspende für Kriegsbeschädigte".

Im Januar 1917 hatte eine wohltätige Berliner Dame, Fräulein Emma Tscheuschner, dem Feldherrn die Bitte unterbreitet, eine größere Summe aus ihrer Hand entgegenzunehmen, die den Grundstock zu einer wohltätigen Stiftung bilden solle. Ludendorff wurde gebeten, der Stiftung seinen Namen zu geben und über ihre Bestimmung zu entscheiden.

Hocherfreut nahm der General das Angebot als eine willkommene Gelegenheit an, den von ihm mit allen Kräften angestrebten Lieblingsplan der Ansiedlung von Kriegsbeschädigten fördern zu können. Umgehend erfolgte die Antwort:

Der erste Generalquartiermeister.

Gr. H. Qu., den 23. 1. 1917.

Mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein!

In wahrhaft echt patriotischer Gesinnung, die Ihr ganzes Handeln kennzeichnet, machen Sie den tapferen Kämpfern im Felde eine Stiftung und wollen dieser meinen Namen geben und mir das Bestimmungsrecht überlassen.

Ich danke Ihnen hierfür und bin durchaus damit einverstanden, daß die Stiftung, zu der Sie in so hochherziger Weise den Grundstein legen, meinen Namen trägt.

Wenn auch der Staat die Aufgabe hat, für seine Verteidiger zu sorgen, so bleibt doch der privaten Betätigung noch weites Feld. Ich sehe in der Ansiedlung kriegsbeschädigter Soldaten einen besonderen Nutzen für unser Volk und eine besondere Wohltat für die Betreffenden.

Ich bestimme daher, daß die Stiftung für die Ansiedlung kriegsbeschädigter Soldaten gemacht werden soll, indem aus ihr Beihilfen an würdige und bedürftige kriegsbeschädigte Soldaten zu Ansiedlungszwecken gezahlt werden.

Die näheren Ausführungsbestimmungen bleiben noch festzustellen. Ich wünsche von Herzen im Interesse unserer tapferen Soldaten, daß Ihr Streben, die Stiftung weiter auszubauen, von Erfolg gekrönt ist und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

gez. Ludendorff.

Aus dem Briefe spricht die Freude des Feldherrn, auch einmal Wunden heilen zu können. Im Jahre 1918 ist diese Stiftung in enger Zusammenarbeit mit dem Kriegsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge zu einer das gesamte Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge umfassenden „Ludendorffspende" ausgebaut worden.

Der großartige Erfolg der mit Ludendorffs besonderer Unterstützung glänzend organisierten Sammlung ist noch in frischer Erinnerung. Das Gesamtergebnis überstieg weit über 150 Millionen. Als einer der ersten stellte der Kaiser eine halbe Million aus seiner Privatschatulle zur Verfügung.

Stand auch bei jedem der freiwilligen Stifter der Gedanke an die Kriegsbeschädigten an erster Stelle, so wird doch wohl niemand im Ernst bezweifeln wollen, daß der Name Ludendorff und die persönliche Mitwirkung des Feldherrn dem Erfolg der Stiftung überaus förderlich gewesen ist.

Jeder, der irgendwie in der Lage war, wollte seinen Dank gegen den genialen Helfer Hindenburgs tätigen Aus-

druck verleihen, umsomehr, als man wußte, daß Ludendorff der Kriegsbeschädigtenfürsorge seine besondere Sorge zuwandte.

Darum bedeutet es eine durch keine Erklärung zu vertuschende Undankbarkeit und Gefühlsroheit, daß man unter der neuen Regierung sogleich die Stiftung ihres Namens entkleidet hat.

Der Zweck ist durchsichtig genug.

Eine derartige Spende, die Tausenden und Abertausenden von Mühseligen und Beladenen Hilfe in der Not spenden kann, hat eine starke werbende Kraft im Volke, auch für den Namen des Spenders! Das wollen die heute bei uns herrschenden Machthaber um jeden Preis vermieden wissen! Am Ende soll im Volke der Glaube genährt werden, als ob die Spende garnicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt werde, sondern vielleicht persönlichen Zwecken diene?

Das einfachste Anstandsempfinden sollte die Regierung veranlassen, den rechtmäßigen Namen der Spende wiederherzustellen. Der heute von Haßgesängen einer sinnlos aufgehetzten Menge umjohlte Mann hat in Wahrheit mehr praktische Sozialpolitik geleistet, als all die Kathedersozialisten und Parteiagitatoren der „neuen Zeit" zusammengenommen. Und darum soll in dem Namen der Ludendorffspende sichtbar zum Ausdruck gelangen, daß Ludendorff nicht nur ein großer Feldherr war, sondern auch der fürsorgende Vater seiner Soldaten, der wahre und treue Freund der deutschen Kriegsbeschädigten!



Der Kampf um den Frieden.

XI.

Die Schlacht in Frankreich.

Das Jahr 1917 brachte die glänzende Auswirkung der von Ludendorff in grundlegender Neugestaltung der Kriegführung ergriffenen militärischen und kriegswirtschaftlichen Maßnahmen.

Die durch die Verkürzung und Festigung der Westfront und den Erfolg der neuen Abwehrtaktik freigewordenen Kräfte wurden zu neuen, die Gegner jedesmal völlig überraschenden Schlägen gegen Rußland (Sloczow und Riga) und Italien verwandt. Die neuen Niederlagen gaben dem durch vergebliche Kriegsopfer von ungeheuren Ausmaßen geschwächten und durch revolutionäre Propaganda unterwühlten Zarenreich den letzten Stoß. Die zweite Revolution schaltete Rußland als maßgebenden militärischen Faktor aus der weiteren Kriegführung aus. Damit war die feindliche Einkreisung strategisch durchbrochen. Die glänzenden Erfolge der vom deutschen Generalstab musterhaft vorbereiteten Offensive der verbündeten österreichischen und deutschen Truppen bei Flitsch-Tolmein legten Italiens Kraft für die weitere Kriegführung lahm.

So stand Deutschland um die Jahreswende 1917/18 auf der Höhe seiner militärischen Macht.

Der Zusammenbruch des Zweifrontenkrieges gab uns die Möglichkeit, im Westen aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen, um den Westmächten durch militärischen Zwang die Anerkennung unseres Daseinsrechtes und unserer Entwicklungsfreiheit abzuringen.

Dieser Versuch mußte unternommen werden! Jeden Gedanken einer friedlichen Verständigung hatten die Feinde

immer wieder zurückgewiesen. Alle dahinzielenden Versuche von deutscher Seite, wie das Kaiserliche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916, die Friedensentschließung des Reichstages vom 19. Juli 1917, die Einladung der deutschen Regierung zu Verhandlungen auf der Grundlage eines Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen bei Beginn der Friedenserörterung von Brest-Litowsk waren einmütiger und höhnischer Ablehnung der Feinde begegnet.

Die deutschen Friedensangebote, die auf einer falschen Menschen- und Völkerpsychologie beruhten, haben im Grunde nur bewirkt, daß sich das deutsche Volk jeweils am Ende seiner militärischen und wirtschaftlichen Kraft glaubte und die Feinde in ihrer Hoffnung auf einen inneren Zusammenbruch Deutschlands bestärkt wurden.

Nach den Erfahrungen von Versailles erscheint uns die Taktik der Feinde sonnenklar.

Sie wollten um jeden Preis der Welt vermeiden, sich mit einem Deutschland, das noch im Besitze seiner militärischen Machtmittel war, an den Verhandlungstisch zu setzen, weil sie sich mit Recht fürchteten, einem zu irgendwelchem ernsthaften Widerstand fähigen deutschen Volk ihre Vernichtungsziele bekanntzugeben und setzten daher in richtiger Einschätzung des deutschen Volkscharakters ihre leider nur allzuberechtigten Hoffnungen auf unseren inneren Zerfall.

All die Sensationsmeldungen der Revolutionsmacher von angeblichen Friedensangeboten, welche die Entente ausgerechnet an deutsche Professoren hätte gelangen lassen, haben sich inzwischen als Halluzinationen verwirrter Köpfe herausgestellt.*)

Es wird in der deutschen Öffentlichkeit bei der Erörterung dieser Frage viel zu wenig der Umstand bedacht, daß die feindlichen Regierungen selbst niemals derartige Friedensfühler für sich in Anspruch genommen haben. Sie hätten doch gerade jetzt ein Interesse

*) Vgl. hierzu das Märzheft der Süddeutschen Monatshefte „Zur Wahrheit über den Krieg", das wertvolles und umfassendes Material über die Frage der deutschen Friedensangebote enthält.

daran, ihren Völkern zu sagen, daß die Deutschen die harten Friedensbedingungen sich selbst zuschreiben müßten, da sie sich früheren Friedensangeboten gegenüber ablehnend verhalten hätten. — Die Verantwortung der feindlichen Staatsmänner vor ihren Völkern und vor dem sagenhaften „Weltgewissen" würde durch eine solche Feststellung erleichtert, aber niemals ist ein derartiges Wort über ihre Lippen gekommen. Einwandfrei hat auch der Ministerpräsident der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie, der demokratische Pacifist Graf Czernin zugegeben, daß im Verlauf des Krieges vielleicht ein annehmbarer Sonderfriede für Österreich-Ungarn zu erreichen gewesen sei, daß die Entente aber im Übrigen durch ihre beauftragten Vertrauensmänner stets erklärt habe, „sie wolle", — das sind Czernins eigene Worte, — „Deutschland vernichten."

Es gab keinen anderen Ausweg: Gegen die Kriegsverlängerer im Westen mußte das deutsche Schwert die Entscheidung erzwingen oder wir mußten uns unter das Joch der Feinde beugen. Wir konnten nicht warten, bis der von der ganzen Welt mit Material versorgte und täglich sich verstärkende Feind seinerseits zum Angriff übergehen würde.

Die mit so großen Hoffnungen und Erwartungen ins Werk gesetzte „Schlacht in Frankreich" war in Wahrheit ein Kampf um den Frieden, um das Ende des Krieges mit all' seinen Opfern und Schrecken. —

Der Größe der militärischen Aufgabe entsprach ihre Vorbereitung. Alles wurde aufgeboten, um den Erfolg der Waffenentscheidung sicherzustellen.

Die Verbände, deren Stärke durch die Kämpfe des vorhergehenden Jahres herabgesunken war, wurden mit Hilfe neuausgebildeter Mannschaften aufgefüllt.

Alle nach den Friedensschlüssen von Brest-Litowsk und Bukarest im Osten entbehrlich gewordenen Truppen wurden nach dem Westen geworfen. Die Darstellung, als ob Ludendorff um politischer Ziele willen eine große Streitmacht, deren Einsetzen vielleicht den Sieg für uns entschieden hätte, unverwendet im Osten gelassen habe, wie sie vor anderen von

Paulus in der „Frankfurter Zeitung"*) aufgestellt worden ist, hält vor unbefangener kritischer Prüfung nicht stand. Alle für die Kriegführung im Westen irgendwie verwendungsfähigen Mannschaften sind im Osten tatsächlich freigemacht worden. Was an Besatzungstruppen blieb — Landsturm und nicht kriegsverwendungsfähige Landwehr — war zur Sicherung der besetzten Gebiete im Osten unbedingt erforderlich. Deren Besetzung aber war in erster Linie nicht um politischer Ziele willen erfolgt, sondern um uns die Zufuhr von Lebensmitteln, Pferden und Rohstoffen: Gummi, Flachs, Erzen, vor allem von rumänischem und kaukasischem Öl zu sichern, ohne welche wir den Krieg mit Aussicht auf einen günstigen Enderfolg garnicht führen konnten.

Wenn trotzdem, vor allem in Rumänien, mehr Truppen verblieben als Ludendorff selbst lieb war, so trifft die Verantwortung dafür, wie Breucker**) in einer Erwiderung an Major Paulus einleuchtend ausgeführt hat, die deutsche Diplomatie, die es in Bukarest nicht verstanden hatte, die Stärke der militärischen Lage politisch auszuwerten und mit Rumänien einen Frieden zu schließen, der uns auch im Südosten den Rücken freigemacht hätte. — Der Einmarsch in die Ukraine war erfolgt, um die Macht der Bolschewisten zu treffen und um die Lebensmittelversorgung für Österreich sicher zu stellen. Ohne diese Verpflegungsmittel, so erklärte Graf Czernin Anfang Februar, müsse Österreich und die K. u. K. Armee verhungern! Eine Ansicht, die auch der österreich-ungarische Verpflegungsgeneral bei Ludendorff vertrat. — Jeder Mann, der im Osten blieb, war genau abgewogen! Oft erklärten die dortigen militärischen Stellen, sie könnten mit den ihnen belassenen Kräften ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen.

So erweist sich der von oberflächlichen oder böswilligen Kritikern erhobene Vorwurf, daß Ludendorff die deutschen Streitkräfte im Osten verzettelt habe, als irrig. Ein Feld-

*) „Frankfurter Zeitung" vom 26. Januar 1919.

**) „Deutsche Tageszeitung" vom 25. Februar 1919, Morgen-Ausgabe.

herr, der Tannenberg geschlagen hat, wird nicht in den Fehler der Zersplitterung verfallen! Richtig ist vielmehr, daß infolge der Ablehnung der von Ludendorff rechtzeitig und wiederholt geforderten Erweiterung der Wehrpflicht und durch die gegen seinen Willen erfolgende ungenügende Durchführung des Hilfsdienstgesetzes im entscheidenden Augenblick eine große Armee ausfiel, ähnlich wie 1914 an der Marne die von Ludendorff geforderten drei Armeekorps gefehlt hatten.

Gewaltige Vorräte an Material und Munition wurden für die bevorstehenden Großkampfzeiten bereitgestellt. Aber mit der Bereitstellung von Truppen, Material und Munition war es nicht getan, denn die zahlenmäßige und materielle Stärke allein verbürgt den Sieg noch nicht, sonst wären wir in den vorausgegangenen Kriegsjahren längst von der Übermacht der Feinde erdrückt worden.

Die geistige und sittliche Schulung der Truppe ist die erste Grundlage des Erfolges. Durch rastlose Erziehungs- und Ausbildungsarbeit wurde die glänzend bewährte Friedensschulung des Heeres aufgefrischt und ergänzt.

Ebenso wie die Massenanstürme der Feinde im Westen im Jahre 1917 durch ein neues Abwehrverfahren geistig überwunden werden mußten, ebenso galt es, die Truppe für die gewaltigen Anforderungen der Schlacht in Frankreich durch ein neues, ebenso genial ersonnenes Angriffsverfahren geistig zu schulen, um dadurch von vornherein die taktische Überlegenheit sicherzustellen.

Das Wesentliche des neuen Angriffsverfahrens, das in der Dienstvorschrift „Die Angriffsschlacht" festgelegt war, bestand vor allem in der Einstellung jedes Einzelnen vom Führer bis zum Mann im Graben für seine besondere ihm zufallende Aufgabe. Eine planvolle Vorbereitung wies jeder Batterie, jedem Geschütz, jedem einzelnen Mann das besondere Angriffsziel zu. Das erforderte viel Mühe und Kleinarbeit und eine lange Übung, aber Ludendorff ging von dem Grundsatz aus:

Lieber den Schweiß als das Blut unserer Soldaten!

Diese präzise Organisierung des Angriffes, die das ganze Gefechtsfeld gewissermaßen in seine taktischen Bestandteile zerlegte und für die Sturmarbeit von Artillerie, Minenwerfern und Infanterie auf die Minute aufteilte, war das Geheimnis unserer großen Angriffserfolge, die wir in den Monaten März bis Mai im Westen erzielt haben.

Durch die Auflösung der angreifenden Truppe in kleine Trupps und Bekämpfung der feindlichen Artillerie durch ausgiebigen Gasbeschuß wurde ähnlich wie bei der neuen Abwehrtaktik eine wesentliche Minderung der Verluste bewirkt. Man kann diese Angriffstaktik gegenüber dem starren Mechanismus des englischen Materialkrieges als eine psychologische bezeichnen. Sie stellte den einzelnen Menschen wieder als selbständig handelnde Persönlichkeit in den Mittelpunkt der Kampfhandlung.

Wohlvorbereitet trat das deutsche Feldheer im Westen in den Kampf um die Entscheidung ein.

Trotz der großen Angriffserfolge, die daheim und bei den Feinden einen gewaltigen moralischen Eindruck hervorriefen, haben wir den Endsieg nicht an unsere Fahnen heften können.

Die beiden ersten Offensiven hatten unsere siegreich vorwärtsstürmenden Truppen bis auf 20 km an Amiens und 50 km an Paris herangeführt und gewaltige Beute eingebracht: 210000 Gefangene, 2650 Geschütze und 6800 qkm eroberten französischen Bodens waren die äußeren Zeichen des Sieges.

In beiden Fällen war es unserem Abwehrdienst gelungen, den Angriffsplan geheimzuhalten und die Gegner völlig zu überraschen. Zwar hatten schon vor der Durchbruchsschlacht am Damenweg Überläufer dem Feinde wichtige Nachrichten gebracht, aber so spät, daß die französische Heeresleitung nicht mehr imstande war, ihre Gegenmaßregeln rechtzeitig zu treffen. Um den durch unsere Erfolge entstandenen, weit nach Süden vorspringenden Geländesack zu sichern und ihm

die fehlenden rückwärtigen Verbindungen zu verschaffen, mußten wir versuchen, Reims in unsere Hand zu bekommen.

Bei der dritten, bei Reims, bezw. am Marnebogen angesetzten Offensive fiel das Überraschungsmoment völlig aus. Durch ungünstiges Wetter war der Angriff verzögert worden, der Feind durch Überläufer über Einzelheiten des Angriffsplanes unterrichtet.

In richtiger Erkenntnis der Lage brach die deutsche Führung am 17. Juli den Angriff vor der zweiten französischen Stellung ab, sodaß unnötige Verluste vermieden wurden. Am 18. Juli schritten die Franzosen aus dem Walde von Villers Cotterets zum Gegenangriff, in dessen Verfolg wir gezwungen waren, Soissons und den Marnebogen zu räumen. Die planmäßige Rückverlegung unserer Stellung an die Vesle bedeutet für Führung und Truppe ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Kriegführung.

Der strategische Mißerfolg bei Reims hätte, so unerwünscht er auch immer war, niemals zu einer völligen Umkehrung der strategischen Verhältnisse an der Westfront zu führen brauchen, wenn ihm nicht der verhängnisvolle 8. August gefolgt wäre, den Ludendorff selbst als den dies ater seiner Offensive bezeichnet und den auch die Feinde als den entscheidenden Wendepunkt ansehen. Sieben Divisionen der zweiten Armee ließen sich an diesem Tage vom Feind überrennen. Durch die gewaltige Niederlage geriet die ganze Westfront ins Wanken. Ludendorff hat sein Urteil über die Ursache dahin abgegeben, daß nicht der Nebel, nicht die gegnerische Überlegenheit an Menschen oder Tanks die Ereignisse des 8. August allein erklären können. Unter gleich ungünstigen Verhältnissen sind Angriffe abgewiesen worden.

Der Geist einzelner Truppenteile hatte versagt. Die Zersetzung eines Teiles unsers Heeres war mit erschreckender Deutlichkeit offenbar geworden.

Wenn demgegenüber die Behauptung aufgestellt worden ist, der 8. August sei eine notwendige Folge des 15. Juli gewesen, weil an diesem Tage die Front durch den strate-

gischen Mißerfolg der Heeresleitung einen „psychologischen Knax" erhalten habe, so muß im Interesse der geschichtlichen Wahrheit festgestellt werden, daß der „psychologische Knax" unseres Heeres weder vom 15. Juli noch vom 8. August sondern sehr viel früher datiert.

Einen sicheren Anhaltspunkt für die Datumsermittlung geben die Ausführungen Vaters, des Führers der Unabhängigen Sozialdemokraten in Magdeburg, der in einer Versammlung des dortigen A- und S-Rates erklärte: „Uns ist diese Revolution nicht überraschend gekommen, seit dem 25. Januar d. J. haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Die Arbeit war schwierig und gefahrvoll zugleich, wir haben sie mit vielen Jahren Zuchthaus und Gefängnis bezahlt. Die Partei hatte eingesehen, daß die großen Streiks nicht zur Revolution führen, es mußten daher andere Wege beschritten werden. Die Arbeit hat gelohnt, wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt: Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftlosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Sie haben die Soldaten bestimmt überzulaufen und so hat sich der Zerfall allmählich aber sicher vollzogen."



XII.

Die Reservenrechnung der Obersten Heeresleitung.

Die seit der zweiten Hälfte des Monats Juli von so unerwarteten Erfolgen gekrönten Gegenangriffe der Feinde an der Westfront sind in der deutschen Öffentlichkeit vielfach dahin ausgelegt worden, daß sich die Oberste Heeresleitung in der Berechnung der feindlichen Reserven geirrt und daß der von Oberstleutnant Nicolai geleitete militärische Nachrichtendienst versagt habe. Diese Ansicht wird von den Gegnern der Heeresleitung mit dem Zusatze verbreitet, daß die militärischen Stellen durch einen sträflichen Optimismus die deutsche Öffentlichkeit getäuscht hätten. Ist das richtig?

Zunächst ist zu bemerken, daß diese Gerüchte über angebliches Versagen unseres Nachrichtendienstes durchweg von Leuten verbreitet werden, die von dem Wesen des Nachrichtendienstes im allgemeinen und von den Leistungen des deutschen Nachrichtendienstes insbesondere augenscheinlich keine Kenntnis besitzen.

Die Schwierigkeit unseres militärischen Nachrichtendienstes lag vor allem darin begründet, daß wir ringsum von feindlichen oder solchen neutralen Ländern eingeschlossen waren, in denen der Feind über gutinformierte Nachrichtenquellen verfügen konnte. In unserer zentralen Lage stellten wir gewissermaßen die Arena dar, während die Feinde und ihre Nachrichtenorgane in den neutralen Ländern ihren Platz als Zuschauer auf den Rängen einnahmen. Selbst in den verbündeten Ländern der Mittelmächte leisteten einflußreiche Kreise dem Nachrichtendienst der Feinde willig Vorschub.

So unterhielt beispielsweise die Entente durch die amerikanische Gesandtschaft in Sofia eine ausgedehnte Nachrichtenorganisation, die bis zum Schluß ungestört zum Schaden des Deutschen Reiches arbeitete, obwohl die Heeresleitung wiederholt auf Entfernung gedrungen hatte.

Wenn sich schließlich eine beschämend große Anzahl eigener Volksgenossen dem feindlichen Nachrichtendienst zur Verfügung stellte, so fällt die Verantwortung dafür in erster Linie auf jene Kreise, die in der Zerstörung jeglichen Nationalgefühls ihr höchstes politisches Ideal sehen und sich offen damit rühmen, ihre Anhänger planmäßig zum Überlaufen und zum Landesverrat angehalten zu haben.

Angesichts solcher schwierigen Vorbedingungen dürfen die Leistungen unseres Abwehr- und Nachrichtendienstes einen umso höheren Anspruch auf Anerkennung erheben.

Geheimhaltung der eigenen und Erkennen der feindlichen Absichten war seine Aufgabe.

Von der Masurenschlacht bis zur zweiten Offensive in Frankreich im Mai 1918 ist es der deutschen Abwehr gelungen, sämtliche größeren Angriffspläne des deutschen Heeres geheimzuhalten. Es sei hier nur an die völlig überraschende Offensive bei Gorlice-Tarnow, an den Donauübergang Mackensens, an die Kriegführung gegen Rumänien, das Zurückgehen in die Siegfriedstellung, die Offensive gegen Italien im Herbst 1917 und die Durchbruchsschlacht Arras-La Fère im Frühjahr 1918 erinnert, deren Geheimhaltung Höchstleistungen auf diesem Gebiete darstellen.

Auf der andern Seite war der Einblick in die feindlichen Länder besonders dadurch erschwert, daß dem Feinde nach Lage der Dinge mehr deutschsprechende Agenten zur Verfügung standen als umgekehrt etwa englisch oder gar französisch sprechende dem deutschen Nachrichtendienst. Trotzdem sind wir im Laufe des Krieges über alle wichtigen Vorgänge beim Feinde, insbesondere über die von ihm gegen uns geplanten Angriffe einschließlich des am 18. Juli 1918 erfolgenden Angriffs der Franzosen bei Villers-Cotterets und des englischen Angriffes am 8. August bei Amiens unterrichtet gewesen.

Auch die vielfach angegriffene Reservenrechnung der O. H. L. während der großen Schlacht in Frankreich muß heute im Wesentlichen für richtig angesehen werden. In der deutschen Öffentlichkeit wird gemeinhin angenommen, General Foch habe über eine besondere, geschlossene, in ihrer Stärke gleichbleibende Armee von Reserven verfügt, die er während der Frühjahrskämpfe absichtlich zurückgehalten habe, um sie im geeigneten Augenblick zum entscheidenden Gegenstoß einzusetzen.

In Wahrheit waren die Fochschen Reserven ebenso wie die deutsche Heeresreserve in ihrer Zusammensetzung ständigem Wechsel unterworfen. Ihr wurden je nach Bedarf kampfkräftige Divisionen für die Front entnommen oder abgekämpfte, ruhebedürftige Divisionen zugeführt.

Am 21. März bestand die Foch'sche Reservearmee aus 16 britischen und 35 französischen Divisionen. Durch die beiden ersten deutschen Offensiven, in denen die Feinde allein 210 000 Gefangene einbüßten, wurden die Reserven des Feindes außerordentlich stark in Anspruch genommen. Die Zahl der kampfkräftigen französischen Divisionen sank Mitte Juni auf 8—10. Durch Einsatz französischer Landwehrtruppen und abgekämpfter Divisionen, durch starke Einziehungen in Frankreich, in den französischen Kolonien und in England, vor allem durch den zunehmenden Einsatz amerikanischer Divisionen vermochten die Gegner ihre Reserven allmählich wieder aufzufüllen. Anfang Juli wurde bei der deutschen Führung bereits wieder mit einer Feindreserve von 30—34 französischen und 15—18 englischen Divisionen gerechnet, die aber in den verlustreichen Julikämpfen stark zusammengeschmolzen sind.

Die Stärke der amerikanischen Hilfe ist bis Anfang April 1918 nicht unterschätzt — sondern überschätzt worden. Anstatt der von Amerika bis April in Aussicht gestellten 500 000 Mann waren tatsächlich nur 300 000 Mann eingetroffen. Erst im April setzte auf Grund der französisch-englischen Hilferufe eine stärkere Truppenverschiffung von Amerika ein, als ursprünglich in Rechnung gestellt war. Um dies trotz der vorhandenen Schiffsraumnot zu ermöglichen,

hatten die Engländer ihre Lebensmittelzufuhren eingeschränkt, und die Amerikaner die Belegung der einzelnen Transportschiffe verdreifacht, Maßnahmen, welche naturgemäß nur kurze Zeit hätten fortgesetzt werden können. Das Einsetzen stärkerer Transporte ist dem deutschen Nachrichtendienst aber keineswegs entgangen. Das Eintreffen der amerikanischen Divisionen in Frankreich ist stets vor ihrem Einsatz an der Front bekannt gewesen.

Auch über die moralische Kampfstärke der westlichen Gegner hat sich die deutsche Heeresleitung keinerlei Täuschungen hingegeben, sie hoffte allerdings angesichts der Erfahrungen des vierjährigen Krieges und des zuletzt noch in den beiden ersten erfolgreichen Offensiven der „Großen Schlacht" bewiesenen Angriffsgeistes, daß die deutschen Truppen in dieser Beziehung dem Feinde nach wie vor gewachsen sein würden. In dieser Erwartung sah sie sich durch den Erfolg der revolutionären Wühlarbeit betrogen. Die Heimat hatte die Front im Stich gelassen, oder, wie General Maurice gesagt hat, das Heer von hinten erdolcht.

Die Reservenrechnung der Obersten Heeresleitung hat eine unerwartete Bestätigung durch die Mitteilungen des Marschalls Foch erhalten, die dieser am 18. April einem Mitarbeiter der „Daily Mail" gemacht hat. Es ist bemerkenswert, daß die französischen Zeitungen das offenherzige Interview nicht veröffentlichen durften.

Auf die Frage des Berichterstatters, von welchem Zeitpunkte an der Marschall gewußt hätte, daß er den endgültigen Sieg erringen werde, antwortet Foch: „Nachdem General Rawlinso und General Debency am 8. August 1918 ihren gemeinsamen Angriff gemacht hatten. Ende Juli wußte ich noch nicht, daß die Deutschen das Spiel verloren geben würden; aber ich war entschlossen, unseren Vormarsch bis zu ihrer endgültigen Niederlage fortzusetzen. Unsere Offensive hatte sich gerade auf der ganzen Linie entwickelt. Die Deutschen hatten bereits 55 ihrer 180 oder 190 Divisionen in den Kampf geworfen. Ihre Reserven waren aufgebraucht. Bis dahin war alles gut

gegangen. Dann begann der Angriff im Abschnitt Amiens am 8. August. Auch dieser Angriff hatte Erfolg. Damit war der Augenblick für den allgemeinen Vormarsch gekommen. Ich befahl General Humbert, anzugreifen. Er meldete, er habe keine Reserven zur Verfügung. Ich befahl trotzdem den Angriff. Gleichzeitig gab ich Marschall Haig den Angriffsbefehl. Auch dieser meldete, daß ihm keine Reserven zur Verfügung stünden. Greifen Sie trotzdem an — en avant!"

Aus dieser Äußerung des Marschalls Foch geht einwandfrei hervor, daß auch die feindliche Heeresleitung den 8. August als den entscheidenden Wendepunkt des Kampfes an der Westfront ansieht; erst als sie im Verfolg des den Feind überraschenden Erfolges bei Amiens erkannt hatte, daß der Geist der Truppe bei einzelnen deutschen Verbänden stark gesunken war, hat der französische Oberbefehlshaber den Entschluß zur Generaloffensive gefaßt.

Die Meldungen der französischen und englischen Heeresführer an den Oberkommandierenden lassen weiterhin unzweifelhaft erkennen, daß die Reserven der Verbändler durch die überaus verlustreichen Julikämpfe erschöpft waren, und daß Foch es war, der Hazard gespielt hat. Auf gut Glück trat er ohne Reserven den allgemeinen Vormarsch an. Er mußte Hazard spielen, weil ihn die Gesamtlage des Verbandes dazu zwang, denn andernfalls hätte er in Ruhe die Ankunft weiterer amerikanischer Truppen abwarten können.

Die Wahrscheinlichkeit spricht nach alledem dafür, daß auch die Entente den fünften Kriegswinter nicht überstanden hätte. Es kam lediglich darauf an, wie Clemenceau gesagt hat, welches Volk eine viertel Stunde länger an den Sieg zu glauben vermöchte.



XIII.

Das Waffenstillstandsangebot.

Zu den großen Tendenzlügen der Revolutionszeit gehört die Legende von dem Waffenstillstandsangebot binnen vierundzwanzig Stunden, das Ludendorff angeblich verlangt haben soll.

In Wirklichkeit hat der Generalquartiermeister aus der klaren Erkenntnis der durch den 8. August geschaffenen neuen Lage sofort die notwendigen Schlüsse gezogen. Solange sich nach menschlichem Ermessen die Aussicht bot, den Krieg durch einen militärischen Sieg zu beenden, war er mit allen Kräften bemüht gewesen, die Erreichung dieses Zieles zu fördern und das deutsche Volk mit seinem festen Willen zum Siege und seinen starken Glauben an den Sieg zu beseelen. Im Augenblick, da er zur Überzeugung gelangte, daß sich die Schicksalswage endgültig auf die Seite der Feinde zu neigen begann, hat er seine Erkenntnis den verantwortlichen Stellen mitgeteilt und mit derselben Entschiedenheit und Verantwortungsfreudigkeit, die ihn in guten und schlechten Tagen auszeichnete, auf rasche Anbahnung von Friedensverhandlungen gedrängt. Ludendorff hat zu den Vorwürfen, die auch in dieser Hinsicht gegen ihn erhoben sind, lange geschwiegen. Es ist zu erwarten, daß er in seinen „Denkwürdigkeiten" in eingehender Weise die Vorgänge vor dem Waffenstillstandsangebot klarstellen wird.

Inzwischen sind der Öffentlichkeit eine Reihe bemerkenswerter Einzelheiten aus der Vorgeschichte des deutschen Waffenstillstandsangebotes bekannt geworden.

Bereits die Mitteilungen, die der Führer der Deutschen Volkspartei, Dr. Stresemann, in dankenswerter Weise in

den von ihm herausgegebenen „Deutschen Stimmen"*) gemacht hatte, ließen klar erkennen, daß die Dinge sich ganz anders abgespielt hatten, als es uns von den Geschichtsschreibern der glorreichen Revolution mundgerecht gemacht werden sollte. Neuerdings ist die von Dr. Stresemann gegebene Aufklärung bestätigt und ergänzt worden durch eine lückenlose Darstellung der Ereignisse, die Oberst Bauer in seiner Schrift vom „Irrwahn des Verständigungsfriedens"**) auf Grund amtlichen Materials soeben der Öffentlichkeit übergeben hat.

Nach den übereinstimmenden Berichten von Dr. Stresemann und Oberst Bauer hat Ludendorff bereits am 13. August, sobald er auf Grund der von der Front über die Ereignisse des 8. August eingelaufenen Berichte ein klares Bild der Lage hatte, dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes seine Ansicht mitgeteilt und, ebenso wie in einer am 14. August unter dem Vorsitz des Kaisers stattfindenden neuen Besprechung, die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses betont, da wir zurzeit noch stark seien, aber mit einer zunehmenden Verschlechterung der militärischen Lage rechnen müßten.

In dieser Sitzung sagte Herr v. Hintze zu, Friedensschritte sofort einzuleiten.

Eine Woche später, am 21. August, fand in Berlin eine Besprechung im Reichsamt des Inneren statt, an der seitens der Regierung der Vizekanzler von Payer und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Hintze, von den Parteiführern Ebert, Gröber, Westarp, Wiemer und Stresemann teilnahmen.

Unter Bezugnahme auf die Besprechung im Hauptquartier erstattete Herr v. Hintze einen Bericht über die politische Gesamtlage, den man nach Stresemann nur als todernst bezeichnen konnte. Die Entente befinde sich im Siegestaumel, Österreich sei stark erschöpft, Bulgarien kriegsmüde. Ange-

*) Deutsche Stimmen Nr. 44 vom 3. November 1918 und Nr. 13 vom 30. März 1919. Staatspolitischer Verlag, Berlin W 66.

**) Aug. Scherl Verlag, Berlin.

sichts dieser Lage sei es notwendig, den Krieg so schnell wie möglich zu liquidieren.

In dieser Beziehung seien bereits „die Beschlüsse gefaßt, die Absichten festgestellt".

Also sieben volle Wochen vor dem deutschen Waffenstillstandsangebot waren die Regierung und die Führer der politischen Parteien über den ganzen Ernst der Lage und die Notwendigkeit rascher entscheidender Schritte zur Anbahnung des Friedens klar unterrichtet, aber bis auf den heutigen Tag haben die Männer der neuen Regierung es so hinzustellen versucht, als ob die O. H. L. ihre Forderung nach Anbahnung des Friedens infolge eines plötzlichen „Nervenzusammenbruchs" von heute auf morgen erhoben habe.

Die Regierung hat diese kostbare Zeit augenscheinlich ungenutzt verstreichen lassen. Jedenfalls sind bisher keinerlei entscheidende Unternehmungen der Regierung zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt.

Dabei steht es wohl außer allem Zweifel, daß eine entschlossene Friedensanbahnung vor dem Zusammenbruch Bulgariens, der die Gesamtlage von Grund auf umgestaltete, ganz andere Erfolgsmöglichkeiten geboten hätte. Zwischen dem 13. August aber und dem 26. September, dem Tage, an dem Bulgarien ins Lager der Feinde trat, liegen volle 6 Wochen.

Durch das Ausscheiden Bulgariens war das Zentrum der Verteidigungsfront des Vierbundes durchbrochen. Angesichts dieser Lage sagte sich die Oberste Heeresleitung, daß wir zwar, wenn es sein müßte, den Krieg als einen Verteidigungskampf weiterführen und schrittweise in zäher Verteidigung durch Nordfrankreich und Belgien gehen könnten, daß aber das Ziel, um das wir kämpften — der Friede — dadurch nicht verbessert werden würde.

Daher entschloß sich Ludendorff am 28. September 1918 mit Billigung des Feldmarschalls und in voller Übereinstimmung mit sämtlichen zuständigen Abteilungschefs des Generalstabes, von der Regierung, die in tatenlosem Zaudern wertvolle Wochen hatte verstreichen

lassen, nunmehr zu fordern, daß sie Friedensverhandlungen sofort einleite und zu diesem Zweck der Entente einen Waffenstillstand vorzuschlagen.

Am 29. September trafen Staatssekretär von Hintze und Graf Rödern (Reichsschatzamt) im Großen Hauptquartier ein. In der an diesem Tage stattfindenden Besprechung erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, daß angesichts der gespannten inneren Lage nur eine neue Regierung, die vom Vertrauen des Volkes getragen sei, das Friedensangebot ergehen lassen könnte. Die notwendige Neubildung des Kabinetts könne nach seiner Überzeugung bis zum 1. Oktober vollzogen sein. Dieser Zeitpunkt wurde aber nicht innegehalten, weil die Herren in Berlin sich bei der Ämterverteilung nicht einigen konnten. Nun drängte Ludendorff: „Nachdem die O. H. L. einmal diesen schweren Entschluß gefaßt hat, muß sie darauf bestehen, daß keine Zeit verloren wird." Jeder verlorene Tag kostet viele teure Menschenleben. Für dieses Drängen sollte gerade die Heimat Verständnis haben und es dem Feldherrn danken.

Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Kabinettsbildung ließ der Vizekanzler von Payer bei der O. H. L. anfragen, ob die Herausgabe des Friedensangebotes nicht nochmals hinausgezögert werden könne.

Auf Anfrage bei General Ludendorff wurde darauf das folgende Telegramm aus Spaa diktiert:

Großes Hauptquartier, 1. Oktober 18., 1.30 nachm.

An Major Frhr. v. d. Busche
für den Vizekanzler von Payer.

Wenn bis heute abend 7—8 Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen vormittag einverstanden.

Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Er-

klärung an die fremden Regierungen heute nacht für geboten.

gez. von Hindenburg.

Notiz übergeben 1. Oktober 2 Uhr nachm. an Exzellenz von Payer.

gez. Frhr. v. d. Bussche.

„Nur dieses Telegramm könnte", führt Oberst Bauer am angegebenen Orte aus, „als Grund für die Behauptung angesehen werden, die O. H. L. habe die Herausgabe des Friedensangebotes innerhalb 24 Stunden gefordert. Kein Wort dieses Telegrammes ließ, wie gleich darauf geflissentlich in Berlin kolportiert wurde, die Behauptung zu, daß ein Zusammenbruch der Westfront innerhalb der nächsten Tage bevorstände, sondern es verfolgte lediglich den Zweck, auf die Minister und Parteimänner zu drücken, endlich ihre eigenen und die Parteiwünsche zurückzustellen und dem großen Interesse des Heeres und des Vaterlandes unterzuordnen."

Unvorsichtige und stark übertreibende Äußerungen des Grafen Rödern scheinen wesentlich dazu beigetragen zu haben, eine panikartige Stimmung in Berlin zu erzeugen. Die O. H. L. hat dagegen sorgsam alles vermieden, was eine Katastrophenstimmung hätte hervorrufen können. Der Bericht, den der Vertreter der O. H. L., Frhr. v. d. Bussche, am 2. Oktober den Parteiführern über die militärische Lage gehalten hat, enthielt keine Silbe von einem etwa binnen vierundzwanzig Stunden zu befürchtenden Zusammenbruch der Front. Er erklärte vielmehr wörtlich in seinem Vortrage: „Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziele näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen." Diese Kennzeichnung der Lage stimmt durchaus mit dem Standpunkte überein,

den Ludendorff bei den Verhandlungen im Großen Hauptquartier am 29. September eingenommen hatte: „Die Wilsonpunkte können nur die Grundlage zu Besprechungen bieten; kommen Bedingungen heraus, die an unsere Ehre, an unser Leben gehen, muß weitergekämpft werden!" Hat nicht auch Prinz Max von Baden in voller Übereinstimmung hiermit in seiner Programmrede vom 5. Oktober 1918 im Reichstage denselben Standpunkt eingenommen und im Falle schmachvoller Bedingungen ausdrücklich den Aufruf des Volkes zur nationalen Verteidigung, also Weiterkämpfen in Aussicht gestellt und hat nicht auch Herr Scheidemann den Aufruf zur nationalen Verteidigung feierlich in Schrift und Wort angekündigt?

Als sich zeigte, daß die Entente vor jeder Friedenserörterung Entwaffnung forderte, erklärte Ludendorff: „Nein, dann müssen wir eben weiterkämpfen. Wie ich's am 29. September gesagt habe."

Jetzt aber stellte sich heraus, was ahnungsvolle Geister längst voraus gesagt hatten, daß sowohl der Prinz Max von Baden wie Scheidemann garnicht auf dem Boden ihrer eigenen Erklärung standen, daß diese nur schöne, zu nichts verpflichtende Gesten dargestellt hatten.

Gegen den klar ausgesprochenen Willen der militärischen Führer sowohl des Generals Ludendorff wie des Admirals v. Scheer wurde der Weg der kampflosen Übergabe beschritten.

Ludendorff wurde nach dem Eintreffen der dritten Wilsonnote, die das deutsche Volk offen zur Abschaffung seiner alten Gewalten und zum Bürgerkrieg aufforderte, verabschiedet und damit zugleich das letzte und einzige Hindernis beseitigt, das die Revolution mit Recht auf ihrem Wege zum „Erfolg" noch vorzufinden glaubte. Die von feindlicher Seite gegen Ludendorffs Persönlichkeit betriebene Propaganda, die, wie alles beim Feinde, planmäßig und großzügig eingeleitet war und dem

Denken vieler Volksteile in Deutschland, so, wie es aus der Wilhelmstraße genährt wurde, sehr geschickt entgegen kam, hatte ihren Zweck nur zu gut erreicht!

Bot die von den deutschen militärischen Autoritäten geforderte Fortsetzung des Kampfes noch irgendwelche Aussicht auf Erfolg?

Diese Frage muß entschieden bejaht werden. Das deutsche Heer war im Oktober 1918 keineswegs geschlagen. Es befand sich noch 100 km westlich der als Hauptwiderstandslinie vorgesehenen, stark verkürzten strategisch günstigen Front Antwerpen—Maas—Metz. Die von der Heeresleitung mit Erfolg angewandte ausweichende Kampfesweise setzte uns in den Stand, unsere lebendige Kampfkraft zu erhalten, Truppen für die neuzubildenden Verteidigungsfronten im Süden und Südosten aufzusparen und auf alle Fälle einen feindlichen Durchbruch zu verhindern, bis neuer Ersatz in Stärke von 600 000 Mann herangeschafft war, den die Heimat nach der Zusage des Kriegsministers zur Verfügung stellen konnte. Die Wirkung des U-Bootkrieges hätte sich nach Ansicht der Seekriegsleitung gerade in den kommenden Monaten für den Feind in steigendem Maße fühlbar gemacht.

Vor allem aber machte sich bereits im Oktober ein starkes Nachlassen der gegnerischen Kampfkraft bemerkbar. Aus dem Munde des französischen Generallisimus wissen wir heute, daß die feindlichen Reserven durch die verlustreichen Kämpfe aufgezehrt waren, und Marschall Haig hat selbst in der „Times" erklärt, daß wir den Krieg seiner Ansicht nach noch bis zum Frühjahr hätten hinziehen können.

Wohl hätten wir durch die Fortsetzung des Kampfes keine ausschlaggebende Verbesserung unserer strategischen Lage erzielen können, aber allein die Tatsache, daß sich das deutsche Volk einig und geschlossen zur Abwehr gestellt und den Willen bekundet hätte, Alles an seine Ehre zu setzen, würde auf den feindlichen Vernichtungswillen ernüchternd eingewirkt haben. Solange wir noch im Besitz unserer militärischen

Machtmittel, einer geschlossenen Front und einer völlig intakten Flotte waren, hätten die feindlichen Staatsmänner davor zurückschrecken müssen, ihren kriegsmüden Völkern weitere starke Verluste und Entbehrungen zuzumuten, obwohl ihnen ein Friede auf der für den Feind günstigen Grundlage der vierzehn Punkte Wilsons angetragen war.

Aber die „Errungenschaften der Revolution" standen den neuen Männern höher als Ehre und Bestand des deutschen Reiches.

Anstatt das Volk zur nationalen Verteidigung aufzurufen, bot Scheidemann alles auf, um die letzten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der Kapitulation noch entgegenstanden. Er war bei seinem Eintritt in die Regierung des Prinzen Max von Baden, wie der sozialistische Politiker Ernst Heilmann*) bezeugt hat, „*entschlossen, nur noch für den raschesten Unterwerfungsfrieden zu wirken*". So vollendete der 9. November, was seit Jahr und Tag planmäßig vorbereitet war. *Die Revolution machte das deutsche Volk wehrlos*, lieferte die unversehrte Kriegsflotte kampflos dem Feinde aus und wand dem unbesiegten Heere eine Viertelstunde zu früh die Waffen aus den Händen. Damit waren wir *auf Gnade und Ungnade* der feindlichen Willkür preisgegeben, und *in der Stunde der angeblichen „Volksbefreiung" begann in Wahrheit unsere Knechtschaft im Frondienst des angelsächsischen Völkerbundes!*



*) Sozialdemokratische Wochenschrift „Die Glocke" Nr. 34.

XIV.

Ludendorff und Scheidemann.

Zwei größere Gegensätze sind kaum denkbar. Der glühende Patriot, der sich selbstlos, rastlos im Dienste des Gemeinwohls aufzehrend, nur das Wohl des Vaterlandes als Richtschnur seines Handelns gelten läßt — und der ehrgeizige Parteipolitiker, der einen vollen deutschen Sieg aus parteitaktischen Erwägungen fürchtet, dem als höchstes Erdenziel außer der Machtsteigerung seiner Partei der eigene Aufstieg vor Augen schwebt. Hier die sichere, unbeirrbare Größe des Genies, das auch auf der Machthöhe glänzender Siege stets bescheiden bleibt und gerade in den Tagen des Erfolges hinter sein Werk zurücktritt — dort der beifallsbedürftige Poseur, dem auf der ungewohnten Höhe, zu der ihn das Zufallsspiel einer Hungerrevolte für eine Zeitlang emporgetragen hat, das Augenmaß für die Grenzen seiner Persönlichkeit verloren gegangen ist.

Zwei Menschen — zwei Weltanschauungen! —

Ludendorff ganz durchdrungen von Kant's sittlichem Postulat der Willensfreiheit, sich als wollende, freie Persönlichkeit selbstsetzend, welche die Dinge im Kampf mit den Widerständen der Umwelt nach ihrem Willen gestaltet: „Wer das Verhängnis anklagt, sollte lieber sich selbst anklagen!" Aus dem Studium der Geschichte ist in ihm unter Treitschkes Einfluß früh die Erkenntnis aufgegangen, daß große führende Persönlichkeiten und nicht die Zufallsgesetze der Massenwirkung in erster Linie die Schicksale der Völker gestalten: „Übermacht und Zahl bestehen nur für den Schwachen!" —

Scheidemann ist augenfällig ein Kind jener materialistischen Pseudowissenschaft, die man als Grundlage der Weltanschauung und Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie ansprechen kann und die so unendlich verflachend auf die Erziehung der Massen eingewirkt hat. Die einerseits mit der geistigen Überhebung der Halbbildung alle „Welträtsel" durch ein paar Schlagworte volkstümlicher Flugschriften zu lösen vermeint, alle Wunder der Schöpfung entweder aus dem Einmaleins ableitet oder als Pfaffenschwindel in die Rumpelkammer wirft und andererseits doch in so schwächlichem Abhängigkeitsgefühl den Menschen zu einem willenlosen Gliede einer ehernen Kausalkette, zu einem unfreien „Produkt seiner Umgebung" herabdrücken will, darum alles Heil von der Macht der Zahl und der Verteilung äußerer Glücksgüter erwartend. —

Der ganze Jammer dieser Weltanschauung spricht uns aus den Worten an, mit denen sich der Ministerpräsident in seiner Programmrede am 13. Februar in Weimar gegen den abwesenden Ludendorff wandte: „Das ist das Schlimmste eines zur Niederlage bestimmten Volkes, daß es sich selbst belügen muß, weil es an die Niederlage nicht glauben darf. Wir aber waren zur Niederlage bestimmt. Wir mußten vor der brutalen Wahrheit die Augen schließen, daß zehn schließlich immer stärker sind als eines. Wir durften an unsere Niederlage nicht glauben, wenn wir sie nicht herbeiführen wollten, konnten aber mit dem Glauben an uns selbst nicht die Macht der Zahl aus der Welt schaffen, als entgegen allen Voraussagungen unserer U-Bootpropheten das Heer der Feinde im Westen um Millionen anwuchs und schließlich der geniale Hazardeur des Weltkrieges, Ludendorff, den Bankerott erklärte."

Diese Auslassung Scheidemanns ist, abgesehen von dem in ihr zu Tage tretenden Tiefstand der Welt- und Geschichtsauffassung sachlich unrichtig.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die zahlenmäßige Überlegenheit unserer Gegner doch nicht etwa durch Ludendorff bewirkt worden ist. Im Gegenteil: wäre man dessen sachverständigem Rate gefolgt, so wäre das Zahlen-

verhältnis viel günstiger für uns gewesen, dann hätten wir 1914 an der Marne die von Ludendorff im Jahre 1913 beantragten drei Armeekorps zur Stelle gehabt, und bei rechtzeitiger Durchführung der von ihm wiederholt geforderten Erweiterung der Wehrpflicht und des Hilfsdienstgesetzes wären wir auch in der zweiten Schlacht an der Marne im Sommer 1918 um eine große Armee verstärkt gewesen.

Die Ungunst des Zahlenverhältnisses ist es schließlich nicht allein gewesen, die unseren Zusammenbruch herbeigeführt hat. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Feinde war zu Beginn des Krieges, als noch alle Parteien, einschließlich der jetzt herrschenden Sozialdemokratie, einmütig zur nationalen Verteidigung standen, sehr viel stärker als im Sommer 1918. Bei Lüttich und Tannenberg waren wir beispielsweise zahlenmäßig viel schwächer und haben gerade damals bewiesen, daß eine überlegene Führung im Verein mit treuen, zuverlässigen Truppen auch gegen vielfache zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners den Sieg davonzutragen vermag.

Am ungünstigsten war das Zahlenverhältnis gestaltet, als Ludendorff im Herbst 1916, im Augenblick der höchsten Not, in die Oberste Heeresleitung berufen wurde, und an dem Beispiel der Kriegführung gegen Rumänien haben Hindenburg und sein Generalquartiermeister anschaulich durch die Tat vor Augen geführt, daß „Übermacht und Zahl nur für den Schwachen bestehen".

Ludendorffs genialer Kriegführung ist es in der Folgezeit gelungen, das Zahlenverhältnis günstiger für uns zu gestalten. Die von ihm eingeführte neue Taktik und die auf seine Veranlassung durchgeführte Mobilmachung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands für die Kriegführung ermöglichten uns, den Kampf gegen die westlichen Gegner mit gutem Gewissen aufzunehmen. Hatten wir während des ganzen Krieges mit unterlegenen Kräften kämpfen müssen, so war es uns ermöglicht, zu Beginn der Schlacht in Frank-

reich zum ersten Mal „mit stärkeren Bataillonen" zu marschieren.

Durch unsere Verluste und den Zustrom der amerikanischen Hilfskräfte hat sich dieses Zahlenverhältnis wieder zu unserem Ungunsten verschoben, aber wir waren im Juli und August 1918 immer noch stärker als in den vorhergehenden Jahren, da wir nach allen Fronten hin gegen zahlenmäßig weit überlegene Gegner zu kämpfen hatten, und wir wissen heute durch Marschall Foch, daß am 8. August auch die feindlichen Reserven aufgezehrt waren. Die Gründe unserer Niederlage liegen also auf einem anderen Gebiete!

Die Hungerblockade des feindlichen Verbandes und teuflischer Wucher daheim haben die Körper und Seelen im deutschen Volke siech gemacht, und diese allgemeine Zermürbung hat den günstigen Boden für das Gift der Lüge und Verhetzung bereitet, dessen sich die Feinde bedienten, weil sie aus unserer unglücklichen Geschichte wußten, daß Deutsche nur durch Deutsche zu besiegen sind.

Bewußt und unbewußt haben Angehörige des eigenen Volkes der feindlichen Wühlarbeit Vorschub geleistet, namentlich jene Kreise, denen eine Niederlagenstimmung im deutschen Volke für die Förderung ihrer innerpolitischen Ziele nützlich erschien. Schon im Jahre 1915 erklärte der Landtagsabgeordnete Ströbel, Schriftleiter des „Vorwärts", von der Rednertribüne des preußischen Abgeordnetenhauses: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reiches den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde." „Nach Siegen" schrieb das „Berliner Tageblatt", „pflegt eine Entwicklung im aristokratischen Sinne zu folgen, nach Niederlagen eine freiheitliche Periode der Politik." Die revolutionäre Propaganda der Sozialdemokratie und ihrer bürgerlichen Mitläufer hat den Geist des Heeres vergiftet. Sie wurde in ihrer Arbeit, wie wir aus den Erklärungen der Genossen Barth, Cohn und Haase wissen, vom rollenden Rubel unterstützt, den wir bis zur Revolution nur aus dem politischen Intriguenspiel der Balkankleinstaaten gekannt hatten. Daß die Berliner Botschaft der russischen

Sowjetrepublik trotz aller Warnungen monatelang ungehindert ihren bolschewistischen Agentendienst in Deutschland einrichten und die Revolution gewissermaßen unter den Augen der Regierung vorbereiten konnte, war wohl die Höchstleistung politischer Kriegführung, die wir seit 1914 in Deutschland erlebt haben.

Auch die Illusionspolitik der ewigen Friedensresolutionen hat die Nerven des in harter Kriegszeit schwer geprüften Volkes vorzeitig zermürbt und in den Herzen das ursprüngliche Gefühl der nationalen Notwehr gegen Haß und Neid der ganzen Welt ertötet. Die Massen, denen man seit Jahr und Tag eingeredet hatte, daß „der Völkerbund der Weg zum Weltfrieden" sei, wollten die Opfer der nationalen Verteidigung nicht länger mehr auf sich nehmen und machten Revolution.

Nicht die aufgehetzten und irregeleiteten Volksgenossen klagen wir an, die im täglichen Kleinkampf wirtschaftlicher Sorge ihr seelisches Gleichgewicht verloren: die wahren Schuldigen sind jene gewissenlosen Volksverführer, die von sicherem Port aus das Gift ihrer Verhetzung in Heer und Heimat trugen, um sich an das Ziel ihrer ehrgeizigen politischen Machtträume zu bringen.

Nur einem Satze in der angeführten Auslassung Scheidemanns kann man restlos zustimmen. Er befindet sich vollkommen im Recht, wenn er sagt: „Wir durften an unsere Niederlage nicht glauben, wenn wir sie nicht herbeiführen wollten."

Nein, das durften wir gewiß nicht. Wir mußten vielmehr alle an einem Strange ziehen, wie es die Führer sämtlicher Parteien am 4. August dem Kaiser feierlich durch Handschlag gelobt und mußten das Sinnen und Trachten des Volkes nur auf das eine Ziel, den deutschen Sieg, hinlenken, der reichbar nahe war und den wir um eine Nasenlänge verloren.

Aber während in Frankreich ein radikaler Sozialist wie Hervé seine Zeitschrift „La guerre sociale" in „La victoire" umtaufte und sich mit dem äußersten rechten Flügel der

Klerikalen und Royalisten zu gemeinsamem Kampf gegen die „Boches" und für die Annexion Elsaß-Lothringens verband, hatten unsere Genossen nichts Wichtigeres zu tun, als gegen die „Junker", „Militaristen" und „Kapitalisten" Krieg zu führen, aber nicht gegen die in Frankreich und England, sondern gegen die deutschen, und Scheidemann redete den Arbeitern den wahnwitzigen Gedanken ein, dieser Krieg werde von deutscher Seite nicht als Verteidigungskampf geführt.

Der Angriff Scheidemanns gegen Ludendorff rief in allen billig empfindenden Kreisen berechtigte Entrüstung hervor und ist selbst bis tief in die Reihen der eigenen Bundesbrüder hinein mißbilligt worden. Generalfeldmarschall von Hindenburg trat in einem Schreiben dem unerhörten Vorstoß Scheidemanns gegen seinen ehemaligen treuen Mitarbeiter entgegen.

Großes Hauptquartier, den 16. Februar 1919.

Euere Exzellenz haben in der Sitzung der Nationalversammlung vom 13. Februar 1919 den General Ludendorff als „Hazardeur" bezeichnet. Mich und viele andere, die dem General Ludendorff treu ergeben sind, hat dies Wort — von verantwortlicher höchster Reichsstelle gesprochen — sehr verletzt. General Ludendorff ist ein glühender Patriot und hat nur das Beste des deutschen Volkes in seiner kraftvollen Art erstrebt. Das gewissenlose oder leichtfertige Wesen eines Hazardeurs liegt ihm ganz fern. Ich kann nicht annehmen, daß Euer Exzellenz meinen treuen Mitarbeiter in schwerer Kriegszeit, für dessen Tun ich mit verantwortlich war, das reine und ernste Wirken für des Vaterlandes Wohl absprechen wollen.

Mit der Versicherung meiner Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Exzellenz ergebener

v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.

Scheidemann antwortete mit folgendem Schreiben:

Z. Zt. Weimar, den 19. Februar 1919.

Euer Exzellenz darf ich mein Bedauern darüber aussprechen, daß meine Äußerung über General Luden-

dorff Euer Exzellenz verletzt hat. In der Sache selbst aber kann ich von meinem Wort nicht abgehen. Hasardeur nenne ich den Mann, der alles auf eine Karte setzt, ohne die Folgen zu bedenken, die ein Versagen dieser Karte nach sich zieht. Daß General Ludendorff in dieser Weise gehandelt hat, davon habe ich mich als Parlamentarier und erst recht als Mitglied des Kabinetts des Prinzen Max von Baden überzeugen können. Ich durfte umso eher von einem „genialen Hasardeur" sprechen, als General Ludendorff, wie aktenmäßig feststeht, am 1. Oktober 1918 selbst erklärt hat: „Ich komme mir vor wie ein Hasardspieler."

Ich verbleibe mit der Versicherung meiner Hochachtung Euer Exzellenz ganz ergebener

Philipp Scheidemann.

Auf diese Antwort Scheidemanns erwiderte der Feldmarschall nicht mehr, was man begreiflich finden wird.

Zunächst wurde dem Ministerpräsidenten von anderer Seite eine Abfuhr zu teil, von der man wohl sagen kann, daß sie „Hörner und Zähne" hat. Major Frhr. von dem Busche wandte sich in einem „offenen Briefe" an Scheidemann. Er war während des Krieges einer der vertrauten Mitarbeiter Ludendorffs und hatte seiner Zeit als Vertreter der O. H. L. an den Berliner Besprechungen mit der Regierung und den Parteiführern teilgenommen, war also über die geschichtliche Entwicklung der Dinge vor dem Waffenstillstandsangebot eingehend unterrichtet.

Sein Brief beleuchtet den Gegensatz Ludendorff-Scheidemann in geradezu klassischer Weise.

An den
Ministerpräsidenten Herrn Philipp Scheidemann
Exzellenz.

Der Herr Generalfeldmarschall scheint davon Abstand zu nehmen, auf Ihr Schreiben vom 19. Februar zu antworten. Das sei ihm gedankt. Und spräche er mit Engelszungen, er würde bei Ihnen auf kein Verständnis

stoßen. Doch die Öffentlichkeit hat ein Recht, klar zu sehen. Deshalb einige kurze Worte. Feldherrntum und Feldherrngröße liegen Ihnen, Herr Philipp Scheidemann, fern. Kein Wunder: der Feldherr muß positive Arbeit leisten, Sie haben sich Ihr bisheriges Leben damit beschäftigt, das Gegenteil zu tun.

Der Feldherr muß kühne Entschlüsse fassen; er kann nicht vor der Schlacht die Entscheidung mathematisch berechnen. Versuchte er es, so könnte er nie mit einer Minderheit gegen eine Mehrheit den Kampf aufnehmen. Friedrich der Große hätte nie Roßbach und Leuthen schlagen und gewinnen, nie den Siebenjährigen Krieg siegreich zu Ende führen können. Ohne Wagemut kein Erfolg. In diesem Sinne gesehen, war fast jeder bedeutende Feldherr, von Alexander dem Großen angefangen, gezwungen, Hasard zu spielen. Und gerade wie er den Zufall meistert, zeigt oft am leuchtendsten sein Genie.

Sie, Herr Philipp Scheidemann, aber haben in entstellender Weise und häßlicher Absicht den General Ludendorff als „Hasardeur" bezeichnet. Ihr Gedächtnis ließ Sie dabei vergessen, der Rolle zu gedenken, die Sie selbst bei dem Spiel gespielt haben. Bleiben wir bei Ihrem üblen Vergleich, dann war Ludendorff der große, ehrliche Spieler, der seine glühende Vaterlandsliebe, sein gewaltiges Wollen und Können einsetzte, um das Spiel für sein Vaterland zu gewinnen. Sie, Herr Philipp Scheidemann — damals noch nicht Ministerpräsident, Staatssekretär und Exzellenz — standen als Volksgenosse hinter ihm, sahen in die Karten und deckten die Schwächen des Spieles vor der ganzen Welt auf. Mit Ihrem Ruf nach dem Frieden der „Gerechtigkeit" lähmten Sie den Kriegswillen des eigenen Volkes, stärkten unwillkürlich den des Feindes und richteten ungeheuren Schaden an.

Der Name Ludendorff ist schon jetzt, mit oder ohne Ihr Zutun, unsterblich. Sie, Herr Ministerpräsident, müssen erst zeigen, ob Sie der führenden Stellung, auf die Sie

augenblicklich die Volksgunst getragen hat, gewachsen sind: Ob Sie, statt zersetzende Kritik zu üben, zum Wohle des Vaterlandes handeln können. Möge es Ihnen, um des deutschen Volkes willen, gelingen.

Freiherr v. d. Bussche, Major,
während des Krieges in der Operat.-Abt.
des Chefs des Generalstabes des Feldheeres.

Ludendorff war inzwischen aus Schweden zurückgekehrt, wohin er sich seiner Zeit mit Einverständnis der Regierung begeben hatte, da sich diese außerstande erklärte, seinen Gastgeber vor den Angriffen des Pöbels sicherzustellen. Er hatte dort während seines Aufenthaltes bei Verwandten Ruhe und Muße gefunden, die Niederschrift seiner „Denkwürdigkeiten" zu beginnen.

Unter dem 28. Februar schrieb er an Scheidemann den folgenden Brief:

Herr Ministerpräsident!

Nach meiner Rückkehr nach Deutschland erfahre ich Einzelheiten über Euer Exzellenz Aussprüche über mich und Ihren Schriftwechsel mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Euer Exzellenz haben als Hazardeur einen Mann bezeichnet, der alles auf eine Karte setzt, ohne die Folgen zu bedenken, die ein Versagen dieser Karte nach sich zieht. Ein solcher Hazardeur sei ich gewesen. Ich muß gegen diese Auffassung bestimmt Einspruch erheben. Meine Entscheidungen haben sich stets auf gewissenhafte Erwägungen aufgebaut. Gewiß habe ich auch Hohes wagen müssen. Das war in einem Kriege, den Deutschland mit seinen Verbündeten gegen eine starke Überlegenheit zu führen gezwungen war, leider nicht anders möglich. Es lag in der Natur dieses Krieges und genügt nicht, einen Mann an den Pranger zu stellen.

Zur Bestätigung Ihrer Auffassung erklärten Euer Exzellenz, es stehe aktenmäßig fest, daß ich selbst am 1. 10. 18 geäußert habe:

„Ich komme mir vor wie ein Hazardspieler." Darauf habe ich zu erwidern: Ich habe da-

mals Vertretern der Regierung gegenüber unsere militärische Lage dargelegt, die mich veranlaßte, die Reichsleitung um Einleitung von Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen zu ersuchen. In diesem Zusammenhange habe ich geäußert: „Ich käme mir wie ein Hazardspieler vor, wenn ich jetzt nicht auf Beendigung des Krieges drängte." Ich mag auch gesagt haben: „Ich komme mir wie ein Hazardspieler vor; darum dränge ich auf die Einleitung der Verhandlungen." Jedenfalls war der klare Sinn meiner Worte immer der: Ich will nicht Hazardspieler sein, will nicht alles auf eine Karte setzen, dazu ist meine soldatische Auffassung zu ernst.

Wie ich über den Krieg dachte, für dessen Führung ich seit August 1916 mit die Verantwortung trug, ersehen Eure Exzellenz aus anliegendem Interview. Meine Absicht war es nicht, jetzt schon hervorzutreten. Ich habe auf alle Angriffe und Kränkungen geschwiegen. Ich hätte auch jetzt noch geschwiegen, aber Euer Exzellenz ungeheuerlicher Vorwurf, mit dem mir anvertrauten Schicksal des deutschen Volkes wie ein Spieler vorgegangen zu sein, zwingt mich zur Abwehr.

Ich darf Sie bitten, Herr Ministerpräsident, bei einer der nächsten Gelegenheiten Ihre Äußerungen über mich in aller Form richtig zu stellen. Darüber hinaus aber richte ich an Eure Exzellenz hiermit das Ersuchen, mir, sobald die Reichsregierung den Zeitpunkt für gekommen hält, Gelegenheit zu geben, vor einem Staatsgerichtshof für mein Wollen und Handeln einzutreten.

Ich bin Euer Exzellenz

Ergebener

gez. Ludendorff.

Das in dem Brief erwähnte Interview hatte Ludendorff einem Vertreter der „Telegraphenunion" gewährt. Es hatte folgenden Wortlaut:

„Man fragt mich immer," sagte Ludendorff, „nach den Vorgängen in den letzten Monaten. Ich muß weiter aus-

holen. Als ich im August 1916 die Leitung der Kriegführung mitübernahm, geschah dies einzig und allein mit der Aufgabe, nicht den Krieg zu liquidieren, wie jetzt viele meinen, sondern den Krieg zu gewinnen. Die Lage war damals nach dem Hinzutritt Rumäniens eine ungemein ernste. Es gelang durch Entschlossenheit, dank der Tüchtigkeit unserer Truppen, die Krise zu überwinden. Es war aber von vornherein klar, daß eine weitere Fortführung des Krieges mit Aussicht auf siegreiche Beendigung nur dann möglich war, wenn das deutsche Volk alles hergab, was es an geistiger, personeller und materieller Kraft hatte. In diesem Sinne trat ich an die Reichsregierung heran. Das Ergebnis dieser meiner Bemühungen erfüllte nicht die Bedürfnisse der Kriegführung. Ich werde in späterer Zeit auf die hiermit im Zusammenhang stehenden Fragen zurückkommen. Je länger der Krieg dauerte, desto größeren Wert legte ich auf die Stimmung im Volke. Litt die Stimmung in der Heimat Schaden, so mußte auch die Stimmung im Heere nachlassen. Bei der Auffassung des Ernstes unserer Lage und bei der ungeheuren Verantwortung, die auf meinen Schultern lag, habe ich den Frieden gewünscht, aber nicht jeden Frieden. Mir ist kein Fall bekannt, weder im Juni 1917 noch im März 1918 oder sonst irgendwann, wo ein Friedensschluß, auch nur der eines Verständigungsfriedens auf dem status quo möglich gewesen wäre. Auch die Reichsleitung hat mir nie von irgend einer Friedensmöglichkeit gesprochen. Alles scheiterte an dem Vernichtungswillen des Gegners. Mit diesem Vernichtungswillen des Feindes mußte die Regierung rechnen. Er war für mich maßgebend bei allen meinen Entschließungen. An diesem von mir stets erkannten Vernichtungswillen des Feindes wird nach Spaa und Trier wohl keiner mehr zweifeln.

Meinen Widerstand gegen diesen Vernichtungswillen gab ich erst auf,

als ich sah, daß die Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes einen entschiedenen Niedergang erlitten

hatte. Die Ereignisse am 8. August hatten Erscheinungen zutage treten lassen, die das Sinken des inneren Wertes bei einigen Truppenteilen erhellten. Eine Besserung war bei den Zuständen und dem gebrochenen Kriegswillen in der Heimat, der den vorhandenen und körperlich tüchtigen Ersatz für die Front wertlos machte, nicht zu erwarten. Vielmehr war mit einem weiteren Niedergang mit Sicherheit zu rechnen. Bisher hatte ich meine Entschließungen auf einer festen Grundlage aufgebaut, jetzt wurde der vordem unerschütterliche Boden schwankend. Darum trat ich Mitte August an die Regierung mit der Erklärung heran, daß wir den Feind durch kriegerische Ereignisse nicht mehr friedenswillig machen könnten. Daraufhin herrschte Einigkeit darüber, daß der Krieg jetzt auf schnellstem Wege zu beenden sei. Mit der gleichen Kraft, wie ich bis dahin den Vernichtungswillen des Feindes brechen wollte, setzte ich mich nun zur Erlangung des Friedens ein.

Nach dem Zusammenbruch Bulgariens war keine Zeit mehr zu verlieren. Ich forderte deshalb die Regierung des Grafen Hertling am 29. September auf, ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot zu machen. Die Anschauung, ich hätte in 24 Stunden einen Waffenstillstand gefordert, weil sonst die Front zusammenbräche, ist irrig. Ebenso ist die Angabe, ich hätte nach acht Tagen erklärt, mich in der Einschätzung der Widerstandskraft der Armee geirrt zu haben, unrichtig. Ich hätte sonst nie dem Umweg über Washington zugestimmt. Ich bezweckte lediglich, daß mit den Verhandlungen überhaupt begonnen würde. Ich bin in der ganzen Angelegenheit stetig meinen Weg gegangen, den mir das Wohl des Vaterlandes vorschrieb. Anderes hat nie während meines ganzen Lebens, erst recht nicht während dieses ungeheuren Krieges, mein Handeln bestimmt. Als es dann klar wurde, daß der Feind uns Bedingungen auferlegte, die uns ihm auf Gnade und Ungnade ausliefern sollten, erhoffte ich allerdings, daß die Volksstimmung unter dem Druck dieser unglaublichen

Zumutungen nun doch noch einen Aufschwung nehmen würde, der die Widerstandskraft des Heeres stärken und den Feind zu einer Milderung seiner Bedingungen zwingen würde. Diese Auffassung wurde auch von amtlichen Stellen geteilt. Für diesen Gedanken bin ich dann mit meiner ganzen Person eingetreten. Ich bin mir bewußt, daß ich hier nur ein schwaches Bruchstück gegeben habe; die Geschehnisse sind so groß und gewaltig, daß sie nur im vollständigen Zusammenhang richtig erfaßt werden können."

Über die Haltung und Auffassung des Kaisers

befragt, äußerte sich General Ludendorff mit selbstverständlicher Zurückhaltung. Er betonte die Friedensliebe des Kaisers, die jeder Handlung des Monarchen zugrunde lag, die aber gegenüber dem Vernichtungswillen des Feindes auch die Lage nicht zu ändern vermochte. Der Kaiser ist in jeder Phase des Krieges über die Gesamtlage unterrichtet gewesen und hat zum Beispiel auch klar erkannt, daß nach dem 8. August der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. Der Verkehr des Kaisers und Kronprinzen war durchaus harmonisch, wie zwischen Vater und Sohn üblich. Die Geschichte von einem Zerwürfnis zwischen beiden muß ich in das Reich der Fabel verweisen. Der Kronprinz war im Gegensatz zu allen möglichen Erzählungen durch und durch friedensliebend. Er hat sehr oft mit mir über die Möglichkeit des Verständigungsfriedens gesprochen. Aber dem stand, wie schon betont, der krasse Vernichtungswille des Feindes hindernd entgegen.

Zum Schluß der Unterredung erklärte General Ludendorff:

„Ich stehe für meine Handlungsweise mit meiner ganzen Person ein

und habe nur den Wunsch, den ich auch der Reichsregierung übermitteln werde,

einem Gerichtshof gegenübergestellt zu werden,

der über meine Taten im Zusammenhange und aktenmäßig urteilen kann." Auf die Frage, welche

Persönlichkeiten General Ludendorff als Richter über sich anerkennen würde, erwiderte der General: „Jeden Menschen ohne Voreingenommenheit und mit gesundem Verstande."

Auf den Brief Ludendorffs antwortete Scheidemann mit folgendem Schreiben:

„Ein endgültiges Bild der Haltung Eurer Exzellenz in der Waffenstillstandsfrage wird sich aus den Dokumenten ergeben, welche die Reichsregierung in Kürze veröffentlichen wird, und die den Inhalt der Akten von Oktober-November 1918 umfassen werden.

Der Wunsch Eurer Exzellenz, vor einem Staatsgerichtshof für Ihr Wollen und Handeln einzutreten, könnte erst erfüllt werden, wenn die endgültige Verfassung und damit auch der in ihr vorgesehene Staatsgerichtshof beschlossen werden wird."

Selbstverständlich begnügte sich der Feldherr mit dieser ausweichenden Antwort nicht. Er erwiderte in einem längeren Brief an Scheidemann, daß ihm die Antwort nicht genüge und fügte folgende Erklärung zu den von der amtlichen Darstellung unterschiedenen drei Stadien der Geschichte des Waffenstillstandsangebotes hinzu:

Zu 1) Ich habe auf sofortige Herausgabe des Friedensangebotes erst gedrängt, als ich erkennen mußte, daß der mir angebotene Termin nicht innegehalten wurde. Gründe: Die Lage konnte schlechter werden. Je schlechter aber die operative Lage, um so schwerer mußten die Bedingungen werden. Und dann: Nachdem ich mich im harten Kampf zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß der Vernichtungswille der Gegner nicht mehr zu brechen und eine Beendigung des Krieges auf andere Weise nicht zu erreichen sei, war weiteres Zögern nicht zu verantworten. Das Blut, das an der Front floß, wog schwerer, als alle kleinlichen Schwierigkeiten, die die Bildung der neuen Regierung hinschleppten. Die Telegramme der Legationsräte Grünau und Lersner beweisen nichts dagegen; ich darf aber wohl abwarten, daß die angekündigte Denkschrift nicht nur Äußerungen von Regierungsorganen, die mir vor

ihrem Abgang nicht vorgelegen haben, widergibt, sondern vor allem die unmittelbaren Mitteilungen der Obersten Heeresleitung an die Reichsregierung, also meine Ausführungen vom 29. September in Spaa, den Vortrag des Majors Freiherrn von dem Busche vom 2. Oktober und das Votum des Herrn Generalfeldmarschalls von Hindenburg vom 3. Oktober. Aus alledem geht klar hervor, daß ich niemals die Kapitulation, den Frieden um jeden Preis, gefordert habe. Darauf allein kommt es an.

Zu 2) Da Euer Exzellenz der Kabinettssitzung am 17. 10. beigewohnt haben, dürften Euer Exzellenz wissen, daß ich weder das Votum abgegeben habe, die deutsche Front habe besser gehalten, als ich vor zwei Wochen gedacht, noch die Äußerung getan habe, ich vertraue für die Fortführung des Krieges mehr noch als auf den Menschenersatz auf mein Soldatenglück. Ich habe vielmehr auf eine Reihe formulierter Fragen folgendes erwidert:

„Es wurden schon früher eine Reihe von Fragen an mich gerichtet, die präzise zu beantworten ganz ausgeschlossen ist. Der Krieg ist kein Rechenexempel. Es gibt im Kriege eine Menge Wahrscheinlichkeiten. Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch. Als wir im August 1914 nach Ostpreußen kamen und mit Hilfe meines treuen Mitarbeiters Hoffmann die Befehle zur Schlacht von Tannenberg ausgegeben wurden, da wußte man auch nicht, wie es gehen würde, ob Rennenkampf marschieren würde oder nicht. Er ist nicht marschiert und die Schlacht wurde gewonnen. Es gehört zum Krieg Soldatenglück. Vielleicht bekommt Deutschland doch auch wieder ein Soldatenglück. Ich kann Ihnen nur meine Überzeugung sagen. Die Verantwortung dafür, was ich sage, trage ich und habe sie getragen vier lange, schwere Jahre."

Eurer Exzellenz müßte es schließlich auch bekannt sein, daß ich am 17. 10. den Abbruch der Verhandlungen überhaupt nicht gefordert, sondern im Gegenteil klipp und klar verlangt habe: „Nicht abbrechen mit Wilson! Wir müssen, wenn irgend möglich, zu Verhandlungen kommen. Aber keine Bedingungen, die uns wehrlos machen!

keine Preisgabe des U-Bootkrieges! Darf ich Euer Exzellenz daran erinnern, daß der Staatssekretär Haußmann, der Ministerpräsident Friedberg und der Vizekanzler von Payer über die Beantwortung der Note und die Notwendigkeit bei schweren Bedingungen weiterzukämpfen, ebenso sprachen wie ich? Daß ich Herrn von Payer erwidern konnte: „Der Vizekanzler hat mir aus der Seele gesprochen." Und darf das deutsche Volk erfahren, wie es kam, daß trotz dieser Erklärungen der Vertreter des Volkes, trotz des Admirals Scheer und meines schärfsten Widerspruches der U-Bootkrieg fiel und der Weg zur Kapitulation beschritten wurde?

Zu 3) In diesem Stadium war ich nicht mehr Erster Generalquartiermeister.

Ich fasse zusammen: Die Anforderung des Waffenstillstandes war schwer. Noch schwerer war seine Unterzeichnung. Zwischen Anforderung und Unterzeichnung aber liegt das schwerste: nämlich die Tatsache, daß die Reichsleitung den von uns vorgeschlagenen und in der Reichstagsrede des Prinzen Max am 5. Oktober verkündeten Weg verlassen und trotz meines Einspruchs den der Kapitulation, des Bankerotts und des Friedens um jeden Preis gegangen ist.

Mit dieser Klarstellung ist diese Angelegenheit für mich vorläufig erledigt; ein vollständiges Bild meines Handelns werden erst meine Kriegserinnerungen geben. Auf eine Richtigstellung Eurer Exzellenz Äußerungen lege ich keinen Wert mehr. Ich hätte erwarten dürfen, daß mir nicht der Parteiführer Scheidemann, sondern der Präsident des Deutschen Reichsministeriums erwidern würde. In dieser Erwartung sehe ich mich getäuscht. Eurer Exzellenz entstellende und irreführende „vorläufige Antwort" muß ich als illoyal bezeichnen."

Das vorläufige Schlußstück dieser Auseinandersetzung war folgende von Scheidemann dem „Vorwärts" übersandte Erklärung:

„Aus der Presse ersehe ich, daß General Ludendorff am 13. März wieder einen Brief an mich geschrieben haben

soll. Er scheint also die Handhabung der Pressepropaganda immer noch — wie einst im Kriege — zu verstehen. Eine nochmalige Antwort meinerseits erübrigt sich, nachdem ich dem Herrn General bereits am 5. März mitgeteilt habe, daß die Regierung demnächst eine Sammlung von Dokumenten herausgibt, durch die die Haltung des Herrn Ludendorff vollkommen klargelegt werden wird.

Scheidemann.

Von dieser „staatsmännischen" Geste des Ministerpräsidenten rückten selbst die eigenen Freunde ab. Die der Regierung nahestehende „Germania", das Organ Erzbergers, schrieb:

„Wir können nicht sagen, daß diese Erklärung sympathisch wirkt. Des Ministerpräsidenten wäre eine weniger gereizte Sprache würdiger gewesen."

Die Briefe Ludendorffs sind hier im Wortlaut wiedergegeben worden, weil sie wichtige Kundgebungen des sonst zurückhaltenden Feldherrn enthalten, die am besten für sich selbst sprechen.

Auch ist die kommentarlose Aneinanderreihung des Briefwechsels wohl am ehesten geeignet, jedem unbefangenen Leser ein selbständiges Urteil über die Auseinandersetzung Ludendorff-Scheidemann zu ermöglichen.

Scheidemann hat selbst durchaus das Empfinden gehabt, daß er in dieser von ihm heraufbeschworenen Auseinandersetzung zweiter Sieger geblieben war. Daß seine Empfindungen gegen den General durch die wohlverdiente Abfertigung nicht freundlicher geworden waren, zeigte sich in einem neuen Vorstoß, den er am 26. März in der Nationalversammlung gegen Ludendorff unternahm.

Am Sonntag, dem 23. März, hatten in Berlin im Einverständnis mit der Regierung Kundgebungen gegen eine Vergewaltigung Deutschlands in der Polenfrage stattgefunden. Ludendorff war aus der Mitte eines Zuges von Demonstranten von Verehrern erkannt und mit freundlichen Zurufen begrüßt worden. Obwohl er sich sogleich in einen Hauseingang zurückgezogen hatte, um weiteren Kund-

gebungen aus dem Wege zu gehen, gab diese welterschütternde Begebenheit dem Ministerpräsidenten zu einem neuen Wutausbruch gegen Ludendorff Veranlassung.

Ohne den geringsten Schein einer Berechtigung unterstellte er dem General, daß dieser die ihm dargebrachte Ovation absichtlich herbeigeführt habe und drohte ihm mit hochrotem Kopf den Staatsgerichtshof an: „Wir werden die Herren zu fassen wissen, die eine derartige Schuld der Vergangenheit auf eine neue Gegenwart übertragen wollen. Die Anwesenheit des Generals Ludendorff bei den Vorgängen soll nicht leichten Herzens beurteilt werden. Seine Schuld oder Nichtschuld wird sich nur aus seinem Verhalten während des Krieges beurteilen lassen. Er hat bei seiner Rückkehr aus Schweden das Urteil eines Staatsgerichtshofes verlangt. Er soll es haben! . . ."

Dieser neue Vorstoß Scheidemanns wurde auch in den Reihen der Regierungsmehrheit als peinliche Entgleisung empfunden. Demokratische Blätter, wie die „Frankfurter Zeitung", die gewiß von dem Verdacht der „Ludendorfferei", um mit Scheidemann zu sprechen, durchaus frei sind, machten aus ihrer Ansicht keinen Hehl und eine führende Zeitung des Zentrums, die „Kölnische Volkszeitung"*) stellte in einem Aufsatz „Was wir verlangen müssen" die Forderung auf, daß in Zukunft die Reden Scheidemanns dem Kabinett zur Genehmigung vorgelegt werden sollten. „Wir halten es aber für nötig", schrieb das Blatt, „daß sich die Kontrolle des Gesamtkabinetts in der Folge nicht nur auf den Grundgedanken des Ministerpräsidenten, sondern in erheblichem Maße auch auf den Ton erstreckt, in dem sie gehalten werden".

Auch in der Nationalversammlung rückten die Redner der Mehrheitsparteien aus natürlichem Anstandsempfinden mehr oder weniger von der unritterlichen Kampfweise des Ministerpräsidenten ab. Den Gefühlen der nationalen Oppositions-Parteien verlieh der Sprecher der deutschen

*) „Kölnische Volkszeitung" Nr. 246 vom 28. März 1919.

Volkspartei, Minister Dr. Becker-Hessen, Ausdruck, der Scheidemann vorhielt, daß man es dem General Ludendorff doch wohl nicht verweigern könne, sich auch einmal in der Nähe seiner Wohnung auf der Straße zu bewegen, nachdem man Leute wie Radek-Sobelsohn und ähnliche Subjekte monatelang in den Straßen Berlins und anderer Städte habe spazieren gehen lassen.

Verdächtigungen ohne sachliche Unterlagen aber sollte man auch dann unter keinen Umständen aussprechen, wenn man gegen die betreffende Person von Haßempfindungen beseelt sei, die aus jedem Worte des Ministerpräsidenten in seiner Rede gesprochen hätten und immer sprächen, sobald er sich mit der Person des Generals Ludendorff beschäftige. Hindenburg und Ludendorff hätten mit ihren tapferen Offizieren und Mannschaften in vier Jahre langem schweren Ringen Taten verrichtet, von denen die Geschichte sicherlich noch zu Zeiten rühmend berichten werde, in denen der Name so manchen Machers und so manchen Nutznießers der Revolution längst der nicht ganz unverdienten Vergessenheit anheimgefallen sei. — Dem Staatsgerichtshof, dessen Errichtung er in drohendem Tone angekündigt habe, könne man nur dann zustimmen, wenn er nach Aufbau und Zusammensetzung des Richterkollegiums die volle Gewähr für die unparteiische Beurteilung der ihm zu überweisenden Verfehlungen biete. Scheidemann werde diesem Gedanken gewiß umso eher zustimmen, als bei dem Wandel der Verhältnisse, unter denen wir leben, heute noch niemand zu übersehen vermöge, wer von den Machthabern seit der Revolution etwa einmal in die Lage kommen könne, auch vor diesem Staatsgerichtshof erscheinen zu müssen, und ob sich dieser Staatsgerichtshof nicht auch einst in die Notwendigkeit versetzt sehen könnte, darüber zu erkennen, wer für den unermeßlichen Schaden verantwortlich sei, den die Revolution unserem armen unglücklichen Vaterland zugefügt habe. —

Das Vorgehen des Ministerpräsidenten gegen Ludendorff könnte die Vermutung nahelegen, daß vielleicht in früheren

Zeiten persönliche Reibungen zwischen den beiden Männern bestanden hätten. Das ist indessen nicht der Fall. Der persönliche Verkehr zwischen Ludendorff und Scheidemann hat sich bis zur Revolution stets in äußerlich korrekten Formen vollzogen.

Ihr scharfer Gegensatz beruht lediglich auf inneren Gründen, die in den Persönlichkeiten selbst liegen.

Das natürliche Haßempfinden des Philisters gegen die überragende Größe des Genies kommt in den maßlosen Angriffen Scheidemanns ungezügelt zum Ausbruch.

Und vielleicht noch ein anderes! Der Ministerpräsident fühlt sich in seiner Rolle keineswegs so wohl, als er es mit der erhabenen Gebärde des Olympiers glauben machen möchte, die er in Weimar zur stillen Erheiterung seiner Freunde und Verehrer zur Schau trug. „Seine Ruh' ist hin, sein Herz ist schwer." Er sieht die Wählermassen nach links ausbrechen, und immer wieder schweifen seine scheuen Seitenblicke nach der äußersten Linken der Nationalversammlung, wo das Fähnlein der aufrechten Unentwegten unter des klugen Haase-Mephistopheles Führung dieselbe unverantwortliche, niederziehende und aufreizende Opposition treibt, die er einst selbst in seiner Sünden Maienblüte gegen Regierung und Staat getrieben hat.

Seine heftigen Vorstöße gegen Ludendorff sind Entlastungs- und Ablenkungsmanöver, die aber bei seinen unabhängigen Widersachern nicht verfangen. Die beteiligen sich natürlich gern an der Hetze gegen den General, aber sie denken nicht daran, darüber ihren Kampf gegen Scheidemann zu vergessen.

Ein Drittes kommt hinzu! Scheidemann trägt in sich trotz aller gegenteiligen lauten Deklamationen das Bewußtsein seiner großen geschichtlichen Schuld, die er auf sich geladen hat, indem er den Männern, die dem deutschen Volke in seinem Daseinskampfe die Fahne des Sieges vorantrugen, in den Rücken fiel, um sie dem Irrwahn einer internationalen „Verständigung" und Verbrüderung zu opfern! „Die Welt ist wieder einmal um eine Illusion ärmer geworden", klang es am 12. Mai tonlos von seinen Lippen. Die Erkenntnis kam leider zu spät!

Unsicher fühlt der Ministerpräsident, daß die Aufgabe, die er an sich gerissen hat, über seine Kraft geht. Ludwig Uhland hat die Tragik, die für das deutsche Volk in dem Fall Scheidemann liegt, mit dichterischem Seherauge vorgeahnt:

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunklen Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt. . .



XV.

Ludendorff und die Politik.

In den leidenschaftlichen Meinungsstreit um die Persönlichkeit Ludendorffs wird von den Gegnern des Feldherrn immer wieder das Schlagwort von dem „politischen General" geworfen. Es wird geflissentlich so hingestellt, als ob Ludendorff sich nicht auf sein Arbeitsgebiet beschränkt, sondern mit allen Mitteln versucht habe, politischen Einfluß zu gewinnen und die Rolle eines allmächtigen Diktators zu spielen.

Auch in Kreisen, die dem General an sich wohlwollend gegenüberstehen, kann man diese Ansicht vertreten hören.

Wenn die Behauptung zutreffend wäre, würde sie in erster Linie einen schweren Vorwurf gegen die politische Leitung darstellen; denn, wenn Bethmann-Hollweg und seine Nachfolger tatsächlich in der Führung der politischen Geschäfte durch diktatorische Willkürmaßnahmen Ludendorffs ernsthaft behindert worden wären, so hätten sie die selbstverständliche Pflicht gehabt, entweder alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, um solchen Einfluß zu brechen, wie Bismarck bei Nickolsburg seinen Standpunkt gegen den Widerstand der militärischen Führer durchgesetzt hat, oder sie hätten ihr Amt zur Verfügung stellen müssen. An parlamentarischer Unterstützung hätte es ihnen bei solchem Vorgehen gewiß nicht gefehlt. Kein Land ist während des Krieges so parlamentarisch regiert worden wie Deutschland. Das zeigt ein Vergleich mit den feindlichen Ländern, in denen während des Krieges eine straffe Diktatur geherrscht hat. Die Reichstagsmehrheit, die so oft, wie bei der Friedensentschließung vom 19. Juli 1917 und bei der Verhinderung eines brauchbaren Hilfsdienstgesetzes, ihren Standpunkt durchzusetzen

verstand, hätte keinen Augenblick gezögert, sich in einem solchen Kampf gegen Übergriffe der Militärgewalt hinter die Regierung zu stellen.

Keine Entschuldigung gäbe es für einen leitenden Staatsmann, der in der Schicksalsstunde seines Volkes wider seine bessere Überzeugung schwächlich vor der Militärgewalt kapituliert hätte! Die Parlamentsmehrheit aber, die um solche angeblichen Mißstände gewußt und sie geduldet hätte, würde sich mitschuldig gemacht haben.

In Wirklichkeit entspricht die landläufige Darstellung aber nicht den Tatsachen, und ihre ständige Wiederholung in Presse, Parlament und Volksversammlungen dient lediglich dem Zwecke, die Verantwortung für die Politik der Vergangenheit auf Kosten der militärischen Führer zu verschieben. Diese Methode stammt noch aus der Zeit Bethmann-Hollwegs.

Schon bei der Berufung Hindenburgs und Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung hat den Freunden des damaligen Kanzlers von Bethmann-Hollweg der Gedanke vorgeschwebt, die schwere Bürde der Verantwortung, welche die politische Führung eines Krieges um Sein oder Nichtsein naturnotwendig in sich schließt, auf mehrere Schultern zu verteilen. Diese Absicht ist damals in der Bethmann-Hollweg ergebenen Presse ziemlich unverhüllt zum Ausdruck gelangt. In unserer schnellebigen und leicht vergeßlichen Zeit mag es vielleicht ganz nützlich erscheinen, sich einmal wieder der Gedankengänge zu erinnern, welche die Berufung Hindenburgs und Ludendorffs gerade in dem Teil der Presse auslöste, der heute über die angebliche Vergewaltigung der politischen Leitung durch die bösen Militärs am lautesten Klage führt. Die „Frankfurter Zeitung", die sich besonders begnadeter Beziehungen zur Regierung Bethmann-Hollweg zu erfreuen hatte, gab am 30. August 1916 der Berufung Hindenburgs und Ludendorffs die folgende beachtenswerte Auslegung: „Hindenburg ist mit seiner Ernennung zum Generalstabschef in den Kreis der wenigen Männer getreten, die wir die Reichsleitung nennen. Im Grunde mag er mit seinem Stabschef Ludendorff, seit den fast Unbekannten die

großen Siege in Ostpreußen und Polen aus seiner Verborgenheit herausgerissen haben, schon längst an der Entscheidung der großen Fragen des Reiches praktischen Anteil gehabt haben, so fern er auch dem politischen Getriebe und dem politischen Ehrgeiz steht. Jetzt aber bildet Hindenburg mit dem Reichskanzler und dem Kaiser die Spitze. . . .

Man kann hoffen und muß fordern, daß künftig unserer Reichsleitung jeder Zweifel an ihrer Kraft erspart bleiben wird. Klarer können die Verhältnisse nicht liegen: Diese drei Männer tragen die ganze Last der Verantwortung."

Die vor der Revolution bestehende Reichsverfassung kannte bezüglich der Führung der politischen Geschäfte nur einen Verantwortlichen, den Reichskanzler, und wie in jedem konstitutionell regierten Staat stand auch in Deutschland der Monarch außerhalb jeder Verantwortlichkeit. Die Belastung des Kaisers mit politischer Verantwortung ist ein echt Bethmannscher Gedanke, der den Monarchen mit Vorliebe im politischen Kampf vorschob, anstatt ihn wie Bismarck mit seiner Person zu decken.

Das Interessanteste an dem Leitartikel des demokratischen Blattes ist aber wohl die Forderung, daß die Heerführer die Verantwortung für die Reichsleitung mit übernehmen sollen. Die „Frankfurter Zeitung" ist sich durchaus bewußt, daß sie damit einer Machtsteigerung der Heeresleitung das Wort redet. Ausdrücklich begrüßt sie diese ihr nach ihrer klar ausgesprochenen Ansicht notwendig erscheinende Entwicklung: „Es sind nicht nur die Männer, die wir hier in ihrem neuen Amte begrüßen; es ist vor allem das Amt selber. Die Macht des deutschen Generalstabes ist noch stärker, noch umfassender und konzentrierter geworden. Das verlangte die Entwicklung."

Um Bethmann-Hollwegs Stellung zu stärken und die Gefahr einer Kanzlerschaft Falkenhayns zu beschwören, brauchte man einen schützenden Schild, der die gegen die

Regierung gerichteten Pfeile auffing! Daher der Vorschlag der antimilitaristischen „Frankfurter Zeitung", den Militärs fortan einen entscheidenden Anteil an der Leitung des Reiches zu gewähren. Bethmann-Hollweg ging damals von der Voraussetzung aus, daß Hindenburg und Ludendorff sich als willfährige Werkzeuge seiner Politik gebrauchen lassen würden!

Gibt es einen schlagenderen Beweis, daß Bethmann-Hollweg und sein demokratischer Anhang es gewesen sind, welche die Heerführer, von denen die „Frankfurter Zeitung" mit einem Unterton des Bedauerns feststellt, daß sie „dem politischen Getriebe und dem politischen Ehrgeiz so fern stehen", aus den dargelegten Motiven gewaltsam in die Politik hineingezogen haben, um ihnen nachher umso sicherer die Verantwortung aufbürden zu können? Das hier angedeutete Rezept ist denn in der Folgezeit auch getreulich befolgt worden. Immer, wenn die Regierung eine Forderung durchzudrücken versuchte, die mit dem Empfinden weitester Volkskreise nicht in Einklang zu bringen war, wurde von ihren Anhängern geheimnisvoll angedeutet, Hindenburg und Ludendorff seien die Väter des Gedankens.

Das Schulbeispiel für den Mißbrauch, der von Seiten der Regierung mit der Autorität der Obersten Heeresleitung getrieben wurde, bietet die Gründungsgeschichte des Königreichs Polen.

Noch immer ist in Deutschland die Ansicht weit verbreitet, daß der unglückliche Gedanke der Gründung des Königreichs Polen, durch die unsere Ostpolitik von vornherein verbaut und eine Verständigung mit Rußland im Keime erstickt wurde, von Ludendorff herrühre. Dabei steht aktenmäßig fest, daß die Gründung bereits am 12. August 1916 von der Regierung beschlossen war, während Ludendorff bekanntlich erst am 29. August in die O. H. L. eintrat. Seit dem Winter 1915/16 hat Bethmann-Hollweg die öffentliche Meinung für seinen verhängnisvollen Plan bearbeiten lassen. Die eindringlichen Warnungen, die aus nationalen Kreisen, insbesondere auch seitens der nationalliberalen Partei, dagegen erhoben wurden,

blieben unbeachtet. Erst als der Beschluß zur Ausrufung des Königreiches bereits fest vorlag, ist die Regierung, nachdem bereits Falkenhayn die Verantwortung für die Gründung entschieden abgelehnt hatte, erneut an die O. H. L. herangetreten und hat ihr den von Beseler auf Grund irrtümlicher Voraussetzungen aufgebauten Plan der Aufstellung eines polnischen Heeres in Stärke von mehreren Hunderttausend Mann vorgetragen. Daß dieser Gedanke angesichts der gerade damals nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg stark fühlbar werdenden zahlenmäßigen Überlegenheit der Gegner die grundsätzliche Billigung der Heeresleitung fand, ist erklärlich. Sie ging dabei von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß mit der Gründung des Königreichs als politischer Tatsache gerechnet werden müsse. Dieses rein militärische Gutachten ist nachher als Beweis dafür ausgebeutet worden, daß Ludendorff die Verantwortung für die Kaiserproklamation zufalle.

Vergeblich hat der General zu wiederholten Malen gefordert, daß entgegen solchen Verschleierungen der wahre Tatbestand durch die Regierung öffentlich richtig gestellt werde. —

Lange Zeit hat man Ludendorffs Namen auch in Verbindung mit der Berufung des Kanzlers Michaelis zum Nachfolger von Bethmann-Hollweg gebracht und den Glauben genährt, als ob seine Kandidatur von dem General in Vorschlag gebracht sei. In Wirklichkeit war Ludendorff durch die Berufung von Michaelis überrascht. Er hätte an der Stelle des ehrenwerten, aber nach seiner eigenen Erklärung der Riesengröße der ihm zufallenden Aufgaben nicht gewachsenen Mannes viel lieber eine stärkere Persönlichkeit gesehen. In dem Bestreben, Ludendorffs Ansehen zu schädigen, scheuten die Gegner vor direkten Lügen keineswegs zurück. So ist eine Zeit lang das Gerücht verbreitet worden, Ludendorff habe im Sommer 1917 den nachherigen Minister Dr. Preuß mit der Anfertigung eines Verfassungsentwurfs beauftragt. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß diese Nachricht erfunden ist. Ludendorff kennt den Professor Preuß garnicht. In der Verbreitung solcher Nachrichten, die

Ludendorff als einen politischen Diktator hinstellen sollen, liegt ganz offenbar System. —

Daß die Heeresleitung bei allen wichtigen Fragen, welche irgendwie die militärische Kriegführung berührten, zu Rate gezogen wurde, lag in der Natur der Sache. Das geschah und geschieht in gleicher Weise in allen kriegführenden Ländern. Es wird bei uns viel zu wenig beachtet, welche überragende Rolle beispielsweise dem französischen Generalissimus Foch in dieser Hinsicht seitens der angeblich doch so vorbildlich regierten französischen Republik eingeräumt wird, dem nicht nur die militärischen, sondern auch wirtschaftliche und hervorragend politische Verhandlungen der Waffenstillstandskommission unterstellt waren, dessen Forderungen und Gutachten bezüglich der Festlegung der Grenzen nach dem Zeugnis der französischen Presse bestimmend auf die Verhandlungen des Viererrats eingewirkt haben. Bei den Feinden, die doch diesen Krieg nach ihrer eigenen Versicherung und auch nach der Ansicht so vieler unserer braven Landsleute als einen heiligen Kreuzzug gegen den preußischen Militarismus geführt haben, scheint man diese Mitwirkung für selbstverständlich anzusehen. Nur in Deutschland nimmt man Anstoß daran, aber nur, wenn es sich um deutsche Militärs handelt.

Ein derartiges Zusammenarbeiten zwischen militärischen und zivilen Stellen ist in der Tat durchaus notwendig. Wird doch nach Clausewitz „die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt zur Politik". In einem neuzeitlichen Kriege greifen die militärischen, wirtschaftlichen und politischen Fragen derartig ineinander, daß die Arbeitsgebiete nicht immer reinlich voneinander zu trennen sind. Die Feinde wissen schon, was sie tun, wenn sie ihren militärischen Stellen einen so hohen Einfluß auf die wirtschaftlichen und politischen Verhandlungen gewähren. Niemals würde es deshalb aber einem Lloyd George oder Clemenceau einfallen, die Verantwortung für ihre politischen Entscheidungen auf die Militärs abschieben zu wollen, wie es in Deutschland geschah und noch immer geschieht.

Die zahlreichen Anfragen, welche seitens der politischen Leitung an die O. H. L. gelangten, erforderten zu ihrer sachgemäßen Bearbeitung eine besondere, die sogenannte „politische Abteilung". Es herrscht vielfach die Ansicht, Ludendorff habe sich diese Abteilung geschaffen, um mit ihrer Hilfe Politik auf eigene Faust zu treiben. In Wirklichkeit fand der General sie bei seinem Eintritt in die O. H. L. bereits vor. Sie war schon von Falkenhayn eingerichtet worden, damit die vielen an die O. H .L. herantretenden Anfragen in Sachen der äußeren Politik einen bleibenden Bearbeiter für Aktenführung u. s. w. fanden. Ihr Umfang wuchs in dem Maße, als die Politik in den Kreis der Kriegführung trat.

Im Jahre 1870 waren Bismarck und Moltke zusammen im deutschen Hauptquartier. Gemeinsam berieten Kanzler und Generalstabschef vor wichtigen Entscheidungen über die zu fassenden Entschlüsse. Bei Meinungsverschiedenheiten wirkte der König ausgleichend. Der Mangel an raschen und bequemen Verkehrsmitteln hielt, wie der bekannte Schweizer Oberst Egli einmal hervorgehoben hat, 1870/71 die leitenden Männer ganz von selbst in Versailles zusammen.

Diesmal blieb die Reichsleitung in Berlin, die Oberste Heeresleitung schlug ihr Hauptquartier nach den wechselnden Anforderungen der Frontlage im Osten oder Westen auf. Im Zeitalter der Fernschreiber, Schlafwagen und Automobile glaubte man die örtliche Vereinigung der leitenden Männer entbehren zu können. Sie war auch aus mancherlei Gründen garnicht immer durchzuführen. Daraus ergab sich aber die Notwendigkeit einer besonderen Stelle bei der O. H. L., welche den Meinungsaustausch mit dem Kanzler und dem Auswärtigen Amt bearbeitete, ganz von selbst.

Der Einfluß dieser Abteilung, die unter dem charaktervollen, aber in seiner einseitigen und schroffen Art zu diplomatischen Aufgaben wenig geeigneten General Bartenwerfer stand, ist stark überschätzt, bezw. falsch gewertet worden, wozu wohl auch ihr Name Veranlassung gegeben haben mag. Eigene Politik machte sie nicht.

Völlig irreführend ist auch die Behauptung, die u. a. Gothein,*) der Rufer im Streit gegen unsere Heerführer, aufgestellt hat, Ludendorff habe durch die Militärattachés die Tätigkeit des Auswärtigen Amtes durchkreuzen lassen. Er stellt es so dar, als ob Ludendorff die Stellen der Militärattachés erst geschaffen habe, während doch jeder Geschichtskundige weiß, daß es sich hier um eine historisch überlieferte Einrichtung handelt, die sich bereits vor dem Kriege 1870/71 bewährt hatte. Militärattachés und Gesandte haben stets im besten Einvernehmen zusammengearbeitet.

Beim Feind hatten wir keine Militärattachés, bei den Neutralen hatten sie neben dem Gesandten gar keine Möglichkeit zu politischer Einflußnahme, und es ist auch kein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Gesandter in dieser Hinsicht Beschwerde geführt hätte. Die Tätigkeit der Militärattachés hätte die Heeresleitung unter keinen Umständen entbehren können. Alle Großmächte haben derartige Vertreter in den fremden Ländern, um sich fortlaufend über alle auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete erfolgenden Veränderungen der betreffenden Länder unterrichten zu lassen. Bezeichnend für die skrupellose Art, mit der gerade dieser große Heimstratege seine Hetze gegen die Heeresleitung betreibt, ist auch seine am selben Orte**) wiedergegebene Unterstellung, daß der Plan zu dem deutschen Bündnisangebot an Mexiko aus militärischen Kreisen stamme, wobei der Phantasie des Lesers die weiteren Schlüsse überlassen werden. Diese Verdächtigung entbehrt nach unserer Kenntnis der Dinge jeder berechtigten Grundlage. Sie ist aber höchst kennzeichnend für die Art, wie man in gewissen Kreisen planmäßig bemüht ist, alle politischen Mißerfolge der O. H. L. an die Rockschöße zu hängen, um diese in den Augen des deutschen Volkes herabzusetzen.

Dieses Bestreben tritt ganz besonders in der Frage unserer U-Bootpolitik hervor. Für den Entschluß zur Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges trägt die Reichs-

---

*) Wann verloren wir den Krieg. Deutsche Verlagsanstalt P. 74.

**) a. a. O. S. 70.

leitung die alleinige Verantwortung, und es würde den Kanzler v. Bethmann-Hollweg keineswegs entlasten, wenn bewiesen werden könnte, daß er sich den Entschluß wider seine bessere Einsicht hätte abbringen lassen. Dann erschiene seine Verantwortung nur umso größer! Sollte diese vielfach verbreitete Darstellung übrigens richtig sein, so hätte er seine Überzeugung in der Reichstagsrede vom 31. Januar 1917 jedenfalls recht geschickt zu verbergen gewußt. Er vermochte damals auch die Kleinmütigsten seiner Anhänger mitzureißen, und in zahllosen Reden und Aufsätzen ist in jenem Zeitpunkt der U-Bootkrieg als das Werkzeug des Friedens gepriesen worden, von denselben demokratischen Erfolgsanbetern, die heute vorgeben, stets gegen den U-Bootkrieg gewesen zu sein.

Die Heeresleitung hat wie die Seekriegsleitung und wie zahlreiche andere Stellen ihr Gutachten abgegeben und darin den Standpunkt vertreten, daß der U-Bootkrieg unter allen Umständen ein Mittel sei, um unsere Feinde auf das Schwerste zu schädigen und schon aus diesem Grunde begonnen werden müsse. Auf irgend einen Termin hat sie sich nicht festgelegt, wie dies leider von anderen Stellen geschehen ist, sondern hat im Gegenteil ihre warnende Stimme gegen derartige U-Bootprophezeiungen erhoben.

Da der Krieg in einem immer steigenden Maße durch das Anwachsen der materiellen Kriegsmittel beherrscht wurde, so rückte für die Kriegführung auch immer mehr die Angabe in den Vordergrund, neben der Förderung der eigenen Erzeugung, die der Feinde zu hemmen. Allein auf unsere Kraft angewiesen gegen die Erzeugung der ganzen Welt hätten wir im Weltkampf der Industrieen unterliegen müssen, wenn wir nicht mit dem U-Boot den Kampf gegen die Kriegswirtschaft der Feinde an wirksamster Stelle aufgenommen hätten.

Nach dem übereinstimmenden Urteil aller militärischen Sachverständigen hat uns lediglich der U-Bootkrieg in den Stand gesetzt, unsere Fronten im Jahre 1917 und im Frühjahr 1918 trotz der Übermacht der feindlichen Hilfskräfte zu

halten, und am 12. Januar 1919 hat ja auch Churchill offen zugegeben, daß der U-Bootkrieg nahe vor seinem Ziele, der wirtschaftlichen Lähmung Englands, gestanden hat.

Er bildete in unserem Daseinskampf gegen den Vernichtungswillen der ganzen Welt die ultima ratio. Die Verantwortung dafür, dieses letzte Mittel unversucht zu lassen, hätte kein Staatsmann vor der Geschichte tragen können. Solange das Empfinden unseres Volkes noch unverseucht war, hat es in seiner überwiegenden Mehrheit die Anwendung des uneingeschränkten U-Bootkrieges als Repressalie gegen Englands Hungerblockade gefordert. Aus diesem Grunde ist bekanntlich auch Herr Erzberger einer der eifrigsten Befürworter des uneingeschränkten U-Bootkrieges gewesen und hat das Zentrum zu einer bisher nicht veröffentlichten Erklärung vom 7. Oktober 1916 veranlaßt, in der namens sämtlicher Mitglieder seiner Reichstagsfraktion dem Reichskanzler das volle Einverständnis mit der Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges im voraus zugesichert wurde. — Selbst der große „Pazifist" Harden machte sich zum Dolmetsch dieser Volksstimmung, indem er schrieb: „England will uns, wir wollen England die Zufuhr von Nährmitteln und Rohstoffen sperren. Nur lückenlose Sperre kann schnell nützen, nicht Läpperei. Wenn irgend wo, muß hier die Lösung sein: Alles oder nichts! Wer einzuschüchtern ist, darf nicht ins Feuer. Das Tauchboot ist so sauberes Kriegsgerät wie eins. Fehlt in der Paragraphenkette ein Glied: Deutsche Seemannschaft schlüpft flink hindurch und mietet dem Inselrentner den besten Koch". (Zukunft 20. Mai 1915.)

Und in demselben Aufsatz beschwört er Deutschland sich nicht von Amerikas Drohungen einschüchtern zu lassen. Es war zu jener Zeit, als er Tirpitz für den Kanzlerposten empfahl. . .

Nach den schmerzhaften Erfahrungen von Versailles wird sich wohl kein klardenkender Deutscher mehr der Illusion hingeben, daß Amerika lediglich wegen des U-Bootkrieges gegen uns in den Krieg eingetreten sei.

Die Wahrheit ist, daß Amerika schon lange vor seiner Kriegserklärung die Kriegführung unserer Feinde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt hat, durch Geld, Lieferung von Munition und Material und durch Mitwirkung an der Blockade unter schärfstem Druck auf die Neutralen. Amerika wollte im Interesse der angelsächsischen Weltbeherrschung („Völkerbund" zur Vertrustung der Welt-Rohstoffe) keinen deutschen Sieg und suchte ihn mit allen Mitteln zu verhindern.

Als die Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges den Sieg auf unsere Seite zu ziehen drohte, rissen wir ihm lediglich die falsche neutrale Maske ab.

Lange Zeit ist der Heeresleitung Mangel an Friedensbereitschaft vorgeworfen worden; die nach dieser Richtung hin betriebene Hetze sollte, so hofften ihre Urheber, bei der durch Krieg und Niederlage zermürbten Menge besonders aufreizend wirken.

Die Veröffentlichungen von Dr. Stresemann und Oberst Bauer*) sollten dem Märchen von der mangelnden Friedensbereitschaft Ludendorffs wohl für immer ein Ende bereitet haben, zumal nach den Erfahrungen der letzten Monate selbst unsere Pazifisten eingesehen haben dürften, daß eine Friedensmöglichkeit zu ehrenvollen Bedingungen für Deutschland während des ganzen Krieges nicht bestanden hat.

Den Anschauungen des Feldherrn, der in der Strategie stets bestrebt war, aus einer gegebenen Lage das Bestmögliche an Erfolgswirkung herauszuholen, hätte es durchaus entsprochen, gerade auf der Höhe des Sieges das militärisch Erreichte auch politisch und diplomatisch auszuwerten. Diese Denkweise wird außer von seinen vertrauten Mitarbeitern einwandfrei auch aus dem Munde führender Parlamentarier bezeugt, denen Ludendorff im Juni 1918, also auf der Höhe unserer militärischen Machtstellung, als wir vor Compiègne standen und unsere Kanonen Paris bedrohten, gesagt hat: „Wir haben glänzend gesiegt, aber ob wir noch einmal siegen

---

*) Vgl. Kap. XIII. Correspondent Nr. 288 v. 8. Juni 1919.

werden, wenn es sich erneut um Entscheidung des Weltkrieges handelt, das vermag ich nicht zu garantieren. Jetzt sind wir auf der Höhe unserer militärischen Erfolge. Schließt Frieden, wenn Ihr könnt!"

Im Geiste dieser Anregung hat der Führer der nationalliberalen Partei, Dr. Stresemann, am 26. Juni 1918 namens der Reichstagsfraktion in einer Rede erklärt, daß seine politischen Freunde den Krieg nicht für verloren halten würden, wenn dieses oder jenes Kriegsziel nicht erreicht werde, sondern daß seine Partei bereit sei, die Verantwortung für den Frieden auf sich zu nehmen, wenn er geschlossen werden könne und daß sie die Regierung und die Oberste Heeresleitung in ihrem Bestreben, zum Frieden zu kommen, unterstützen werde.

Hieran anknüpfend schrieb damals die „Frankfurter Zeitung", es sei doch bedeutsam, daß der Führer der Nationalliberalen angesichts der glänzenden militärischen Kriegslage auf Kriegsziele verzichte und zum Frieden mahne und fügte hinzu: bei den Beziehungen Dr. Stresemanns zur Obersten Heeresleitung dürfte man wohl annehmen, daß er diese Rede nicht gehalten hätte, wenn er sich nicht in Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung befände. In der Tat! Nur um den Frieden ging Ludendorffs Kampf. Ein Friede, der Deutschlands Leben und Bestand gegen die Raubgier der Feinde sichern sollte. Klar und deutlich hat er es acht Tage vor dem Beginn der Großen Schlacht in Frankreich in einer Rede vor den Kriegsberichterstattern ausgesprochen: „Die Kämpfe, vor denen wir stehen, werden ganz anderer Art sein als die im Osten und am Isonzo. Der feindliche Kriegswille muß gebrochen werden! Das wird schwere Arbeit kosten, aber es ist möglich, und es muß geschehen, weil sonst der Feind nicht an Frieden denkt!"

Aus diesem Tatbestand ergibt sich einwandfrei, daß Ludendorff trotz glänzender Siege keineswegs das Augenmaß für das Erreichbare verloren hatte. Die ihm solche Maßlosigkeit vorwerfen, kennen ihn nicht oder sprechen die Vorurteile anderer gedankenlos nach.

Sie berufen sich dabei in der Regel auf angeblich weitgehende Kriegsziele des Feldherrn.

Hierbei ist jedoch streng zu unterscheiden zwischen dem, was der General etwa als ideale Ziele bezüglich der strategischen Sicherung unseres Landes bezeichnet hat — worüber sich zu äußern nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht war — und denjenigen praktischen Möglichkeiten, denen er in Anpassung an die gegebene militärische Lage jeweils seine Zustimmung geliehen hat.

Daß ernsthafte Friedensmöglichkeiten nicht an den Kriegszielen Ludendorffs zu scheitern brauchten, erhellt ja am besten aus der Tatsache, daß er zu allen von der Regierung und dem Reichstage auf der Voraussetzung des status quo ergehenden Friedensangeboten seine Zustimmung gegeben hat. Ebenso wie im Winter 1916/17 die an Wilson gehende Formulierung der deutschen Kriegsziele von der Heeresleitung gutgeheißen worden ist, die selbst ein Mann wie Gothein als „überaus maßvoll" bezeichnet.

Die im Osten angestrebten Kriegsziele sind deshalb, weil sie heute nach unserem Zusammenbruch nicht mehr durchführbar sind, noch längst nicht falsch gewesen. Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest sind, worüber man heute so gern hinweggleitet, bekanntlich mit Zustimmung aller bürgerlichen Parteien abgeschlossen worden, und noch vierzehn Tage vor der Revolution hat der Führer der Demokraten, Exzellenz v. Payer, im Haupt-Ausschuß erklärt, er halte inbezug auf den Frieden von Brest-Litowsk an dem alten, guten deutschen Sprichwort fest: „Halte was du hast!"

Das „Berliner Tageblatt", das heute den Frieden von Brest als annexionistisch verurteilt, ist bekanntlich stets für die Schaffung eines sogenannten „Glacis" gegen Rußland eingetreten und urteilte noch am 11. Februar 1918 über Brest-Litowsk: „Dieser Friedensschluß ist erfreulicher Weise ein wirklicher."

Wenn heute diese Friedensschlüsse von manchen Leuten in Deutschland als Gewaltfrieden bezeichnet und ernsthaft mit den uns von der Entente aufgezwungenen Friedensbedingungen in Vergleich gebracht werden, so zeugt das von

jenem unseligen Geist der Selbstzerfleischung, der in unserem unpolitischen Volke von jeher gewohnt und der immer wieder die staatenbildende Arbeit von Geschlechtern selbstmörderisch zerstört hat. Die solche törichte Anklage gegen ihr eigenes Volk führen, haben sich durch die russische Regierung beschämen lassen müssen, die soeben selbst erklärt hat, daß der Friede von Brest ihrer Auffassung nach nur ein harmloser Scherz gegenüber dem gewesen sei, was dem deutschen Volke in dem Friedensvertragsentwurf des Verbandes zugemutet werde.

Der Friedensvertrag von Brest legte den Russen keinerlei drückende wirtschaftliche Bedingungen auf, die ernsthaft mit der uns vom Völkerbunde drohenden Versklavung in Vergleich gezogen werden könnten: Von einer Erstattung der Kriegskosten war völlig abgesehen, bei Privatpersonen entstandene Kriegsschäden sollten loyal gegen einander verrechnet werden, in keiner Weise wurden der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands Fesseln auferlegt. Handelsschiffahrt und Eisenbahnverkehr blieben unberührt, ebenso wie die politische Souveränität Rußlands unangetastet blieb.

Die Länder, die von dem ehemaligen Zarenreich abgetrennt werden sollten, waren nicht von Russen, sondern von Fremdstämmigen bewohnt, und die baltischen Provinzen, die auf Grund des von der russischen Sowjetrepublik selbst proklamierten Selbstbestimmungsrechtes der Völker als selbständige Staaten in eine engere Verbindung zu Deutschland zu treten wünschten, sind alter deutscher Kolonialboden und seit Jahrhunderten von deutscher Kultur beherrscht, während doch umgekehrt Elsaß-Lothringen, Oberschlesien, das Saargebiet und große Teile der Ostmark von Deutschen bewohnt sind. — Fürwahr, nur in Deutschland und bei Deutschen ist es möglich, Brest-Litowsk und Versailles in einem Atem zu nennen!

Ludendorff strebte im Osten lediglich Grenzsicherungen an, die er für militärisch notwendig hielt. Im übrigen sah gerade er ein freundnachbarliches Verhältnis zu Rußland als eine Notwendigkeit für Deutschland an. Nach seinem Wunsche sollte der Friedensvertrag wohl strategisch ein sicherer Damm gegen die von Osten her drohenden Gefahren, wirtschaftlich und politisch aber eine Brücke zu Rußland bilden. Es war

nicht seine Schuld, wenn dieses Ergebnis in den Verhandlungen nicht erreicht worden ist. Sein Einfluß, den er dort durch General Hoffmann ausübte, wird überschätzt. Die allgemeinen Richtlinien über den Brest-Litowsker Frieden waren mit Kühlmann besprochen, der die Verhandlungen zu leiten hatte. Sie waren endgültig in einer Besprechung festgelegt worden, die unter Vorsitz des Kaisers und in Gegenwart des Reichskanzlers am 18. Dezember 1917 stattfand. Über die mit Zustimmung der politischen Leitung in Aussicht genommenen Ziele ist die O. H. L. in keiner Weise und zu keinem Zeitpunkte hinausgegangen. General Hoffmann war dem Staatssekretär v. Kühlmann für die Friedensverhandlungen unterstellt. Als diese nicht vom Fleck kamen, übte Ludendorff auf General Hoffmann einen entsprechenden Druck aus. Wäre dies nicht geschehen, so wären die Verhandlungen noch mehr in die Länge gezogen und wir zweifellos völlig an die Wand gedrückt worden. Trotzki wollte uns offensichtlich hinhalten, da er auf die Weltrevolution hoffte und nach seiner offenen Erklärung bestrebt war, diese durch seine Taktik und durch eine großzügige bolschewistische Propaganda herbeizuführen. Hätte er sofort und ehrlich den Frieden gewollt, so hätte er ihn zweifellos billiger bekommen, als der Friede nachher ausfiel, wie ein Vergleich zwischen den Forderungen zeigt, die Deutschland vor und nach dem Waffenstillstand erhoben hat. Trotzdem war der Friede alles andere wie ein Gewaltfriede, man braucht ihn ja nur mit dem Verständigungsfrieden der Entente zu vergleichen. Hierbei fällt noch ins Gewicht, daß wir zur Zeit des Brester Friedensvertrages vor schweren Entscheidungskämpfen im Westen standen und uns daher im Rücken gegen eine Wiederaufnahme des Krieges durch Rußland, vor allem aber auch gegen die von der O. H. L. rechtzeitig erkannte Gefahr des Bolschewismus sichern mußten.

Ludendorffs Stellung zur inneren Politik wird bei uns unter der Wirkung der gegen ihn betriebenen verwirrenden Hetze vielfach in einem ganz falschen Lichte gesehen.

Er besaß nicht den politischen Ehrgeiz, den ihm seine Gegner andichten möchten. Die diesen Vorwurf gegen ihn erheben, sind, wie bereits früher dargelegt worden ist, vielfach dieselben Leute, die ihn mit Gewalt in die Politik hineinzuziehen versuchten.

Hinter dem, was Ludendorff durch den vaterländischen Unterricht in Heer und Heimat verbreiten ließ, stand er mit seiner ganzen Überzeugung. Ihn zu parteipolitischen Zwecken auszunutzen, mißbilligte er. Ebenso wie der politischen Abteilung war es auch der mit der Leitung der vaterländischen Aufklärungsarbeit betrauten Behörde grundsätzlich verboten, Politik zu treiben.

Innerlich auf staatserhaltendem und siegentschlossenem Boden stehend, hatte er für innerpolitische Fragen einen streng neutralen Standpunkt. Wie er auf wirtschaftspolitischen Gebieten unbekümmert um Parteiprogromme und Vorurteile seine Aufgaben den Forderungen der Zeit anpaßte, wofür die entschlossene Auswertung bodenreformerischer Gedanken in der Frage der Kriegsbeschädigtenansiedlung ein sprechendes Beispiel bildet, war es ihm auch hier nur um die Erreichung des Endziels zu tun. Die Darstellung, daß Ludendorff „reaktionär" gewesen sei, ist ein Märchen, das seine Gegner zu durchsichtigen Zwecken verbreiten.

Männer der verschiedensten Richtungen werden mit dem Eindruck von ihm gegangen sein, daß er ihnen zustimmte. In der Theorie. In der Praxis interessierten ihn politische Fragen nur insofern, als er keine Schädigung der Kriegführung wollte.

Dieser Standpunkt des Feldherrn wird ganz besonders klar in einer Darstellung gekennzeichnet, die Dr. Stresemann, anknüpfend an den Rücktritt Ludendorffs in den „Deutschen Stimmen"*) vom 3. November 1918 gegeben hat. Der Führer der nationalliberalen Reichstagsfraktion hatte im Laufe einer im Juni 1917 stattfindenden ausführlichen Unterredung mit dem General Fragen politischer innerer Neuordnung besprochen

*) Deutsche Stimmen, Wochenschrift. Herausgegeben von Dr. Stresemann, Nr. 44 vom 3. November 1918.

und ihm vor Augen geführt, daß gerade die militärische Behörde das größte Interesse daran haben müsse, die Sozialdemokratie in die Regierung einzubeziehen. Weiterhin hatte er ihm seine Gedanken über den Aufbau des parlamentarischen Staates entwickelt. Über die Stellungnahme des Feldherrn teilt Dr. Stresemann u. a. folgendes mit: „Ludendorff, weit davon entfernt, reaktionäre Ansichten zu vertreten, hatte gegen eine politische Neuordnung gar nichts einzuwenden und erklärte seinerseits: „Wir brauchen Ruhe hinter der Front. Wenn Sie uns die durch Eintritt der Sozialdemokratie in die Regierung zu schaffen glauben, so sind wir die letzten, die sich dem widersetzen." — Auch in der Frage des angeblichen Protestes der Obersten Heeresleitung gegen die Vornahme von Neuwahlen zum Preußischen Abgeordnetenhause ist von rechts und links mit dem Namen Ludendorff viel Mißbrauch getrieben worden. Es liefen Leute umher, die sich rühmten, Briefe von Ludendorff in der Rocktasche zu besitzen, obwohl sie in Wirklichkeit nichts als eine höfliche Empfangsbestätigung besaßen, die zum Kern der Sache gar nicht Stellung nahm und nicht von Ludendorff persönlich herrührte. Wenn sich die Oberste Heeresleitung auf den Standpunkt stellte, daß sie bei einer Offensive, die nur von einer einheitlichen Seelenstimmung der ganzen Armee getragen sein konnte, keine politische Erregung in der Heimat brauchen könne und sich deshalb gegen die Vornahme von Ersatzwahlen zum Abgeordnetenhaus wandte, so handelte sie ebenso richtig, wie zu jener Zeit, als der Kampf gegen Rumänien die Anspannung aller Kräfte erforderte, und als deshalb die Oberste Heeresleitung die Bitte ergehen ließ, von einer Aufrollung der U-Bootfrage und damit der Erregung eines großen innerpolitischen Kampfes um diese Frage abzusehen, weil sie die Rückwirkung dieses Kampfes auf die Front fürchtete."

Die Wahlrechtsfeindlichkeit der Obersten Heeresleitung ist Legende!

Wie fernab von politischem Ehrgeiz und politischer Einflußnahme Ludendorff im Grunde stand, geht auch aus einem bisher nicht veröffentlichten Schreiben an Dr. Stresemann

hervor. Der Führer der nationalliberalen Partei hatte am 29. April 1918 den General auf die Gerüchte von der angeblichen Wahlrechtsfeindlichkeit der Heeresleitung aufmerksam gemacht und in dringendster Weise erklärt, daß das Vertrauen zur Obersten Heeresleitung erschüttert werden könnte, wenn sie sich auf die Dauer einer Auflösung des Abgeordnetenhauses widersetze.

Darauf antwortete Ludendorff am 8. Mai handschriftlich: „Für Ihren ausführlichen Brief und die klare Aussprache danke ich, wie für jedes offene Wort. Sie vergessen, daß ich nur an den Enderfolg denke, und daß ich mich über innerpolitische Fragen, so sehr sie mich auch bewegen, der Reichsregierung gegenüber nur dann ausspreche, wenn sie m. E. den Enderfolg berühren. Mein Tun und Lassen wird dadurch bestimmt."

War Ludendorff somit keineswegs der politisierende General und rückständige Gewaltmensch, als den ihn seine Gegner und die Feinde des deutschen Volkes hinstellen wollen, so ist es andererseits zweifellos richtig, daß er einen überragenden Einfluß auch auf nicht rein militärischen Gebieten ausgeübt hat.

Das lag einmal in der Natur dieses Krieges, in dem nicht die Armeen, sondern die Völker mit ihrer ganzen militärischen, aber auch wirtschaftlichen und politischen Macht gegen einander kämpften.

Ludendorff war nächst Hindenburg der erste Soldat und verkörperte die Aufgabe des ganzen Heeres, den Krieg siegreich zu beenden. Das Heer war in diesem gewaltigen Krieg aber nichts anderes als das ganze Volk in Waffen. Somit wurde die Oberste Heeresleitung nicht nur zum Führer des Heeres, sondern des Volkes. Hier versagte man ihr zum Teil die Gefolgschaft. Während die O. H. L. auf dem schweren Weg, den ihr das allgemeine Vertrauen und die vorgefundenen Verhältnisse vorschrieb, unermüdlich voranschritt, blieben immer mehr zurück, bis schließlich andere Führer vor die Massen traten. . .

Wenn Ludendorffs Einfluß vielfach einseitig wirkte, so lag das ferner an seinen minderwertigen Gegenspielern.

Alle wandten sich in ihren Nöten an die Heeresleitung, auch viele von denen, die heute nicht müde werden können, die Führer des deutschen Feldheeres zu verleumden. Ludendorff war die große Kraftquelle und die überragende Persönlichkeit, der die politische Leitung und auch das Parlament keinen ebenbürtigen Gegenspieler entgegenzustellen vermochte. Sein persönlicher Mut befähigte ihn, immer das zu sagen und für das einzusetzen, was er für notwendig und richtig hielt. Gepaart damit war seine außergewöhnliche Energie. Beides ergab äußerlich eine schroffe Form, die durch die Fülle der sich drängenden Aufgaben oftmals gesteigert wurde. Demgegenüber konnten sich nur gleichstarke Persönlichkeiten behaupten. Trotz oder Dickköpfigkeit lag ihm fern. Gegenvorschläge fanden stets Verständnis, wenn sie klar und bestimmt vertreten wurden. Es gab keinen besseren Zuhörer als Ludendorff. Seinen Mitarbeitern gewährte er weitgehende Selbständigkeit, um ihre Arbeitsfreudigkeit zu steigern.

Es wird behauptet, in der Armee habe bei Stabschefs u. s. w. Furcht vor ihm geherrscht. Wo das der Fall war, ist es nicht schmeichelhaft für den Furchtsamen. Aufrechte hatten bei ihm den besten Stand. Die Liebe zur Tatkraft auch bei anderen ist der hervorstehende Zug seines Wesens, die Voraussetzung des Verstehens.

Beklagenswert erscheint es, daß Ludendorff keinen gleichartigen oder gleichaltrigen nächsten Berater hatte. Das eigene Urteil gewann bei der Überfülle des Stoffes Einseitigkeit. Zum eigenen Prüfen blieb wenig Zeit.

Seinen unmittelbaren Mitarbeitern vertraute er. Dabei war Vorsicht geboten mit Vorschlägen. Sagten sie zu, wurden sie sehr schnell und energisch in die Tat umgesetzt. Sie mußten deshalb wohl überlegt und gut vorbereitet sein. Selbst wahr bis auf die Knochen, hielt er alles, was an ihn herantrat, für wahr. —

Dieselben Leute, die ihm seine gesteigerte Energie, die doch gerade seine Stärke war und die er für seine gewaltigen

Aufgaben benötigte, zum Vorwurf machen, verbreiten auch die Geschichte von seinem angeblichen „Nervenzusammenbruch". Selbstverständlich haben die Ereignisse seit Anfang August, der Kräfteverbrauch beim Heer, der bulgarische Zusammenbruch und die innere Krise an seine Nerven ganz außerordentliche Ansprüche gestellt. Es will scheinen, als ob er in diesem Zeitpunkt nicht so stark war wie sonst. Er gab sachlichen Eindrücken und persönlichen Einflüssen leichter nach, ließ auch die Ausführung mehr in anderen Händen als sonst. Von einem Nervenzusammenbruch aber kann man keineswegs sprechen. Er hat keine Sekunde im Dienste ausgesetzt. Die Entscheidung in allen wichtigen Fragen blieb bis zum Schluß in seiner Hand!

Jetzt rächte es sich, daß man den besten deutschen Mann, der während der ganzen vier Jahre nur fünf Tage ausspannen konnte, in so unverantwortlicher Weise mit Aufgaben überbürdet hatte, die von Rechtswegen von ganz anderen Stellen zu erledigen waren. Das war nicht die Schuld der Heeresleitung. Die hätte sich gern einen deutschen Lloyd George, Lord Northcliffe oder Clémenceau an ihrer Seite gefallen lassen. Aber beim Suchen nach solchen Männern griff man ins Leere. Während in England ein Lloyd George die Industrie für die Anforderungen des Krieges organisierte und zu höchster Leistung anspannte, mußten in Deutschland die Pläne zur Einstellung der Wirtschaft auf den Krieg erst von der Heeresleitung ausgearbeitet werden, Regierung und Reichstag taten ihr Bestes, um ihre wirksame Durchführung zu verhindern.

In den Ländern des feindlichen Verbandes wurden besondere Ministerien für eine nationale Propaganda zur Stärkung des Siegeswillens geschaffen. Bei uns blieben dahinzielende Anregungen der Heeresleitung erfolglos. Clémenceau verkündete, als die Granaten der deutschen Ferngeschütze den siegreichen Vormarsch unseres Heeres ankündigten und Frankreich nach seinem eigenen Eingeständnis vor der Niederlage zitterte, der französischen Nation, die Lage sei

ausgezeichnet, er sei „enchanté". Im deutschen Reichstage rief der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Kühlmann, dem zur Entscheidungsschlacht ziehenden deutschen Feldheere zu, der Krieg könne doch nicht militärisch entschieden werden, eine staatsmännische Offenbarung, die in der Folgezeit durch die Ereignisse recht gründlich — leider gegen uns — widerlegt worden ist.

Auf allen Gebieten sah sich die Heeresleitung in die Notwendigkeit versetzt, dringende Aufgaben in Angriff zu nehmen, weil andere Behörden vor ihrer Lösung versagten. Den Männern mit halben Herzen aber, denen in diesem Daseinskampf unseres Volkes die politische Führung zufiel, war es trotz ihres garnicht anzuzweifelnden redlichen Wollens nicht gegeben, die Geister zu wecken und die Nation mit starker Hand zu führen. An dieser Führerlosigkeit in der Schicksalsstunde des deutschen Reiches, an mangelnder Zivilcourage sind wir letzten Endes zu Grunde gegangen . . .



XVI.

Ende.

1. Ein Brief.

Eine vom 26. Oktober 1918 datierte Zeitungsmeldung brachte die Nachricht von Ludendorffs Verabschiedung.

„Der Kaiser und König hat den General der Infanterie Ludendorff, Ersten Generalquartiermeister, im Frieden Kommandeur der 85. Infanteriebrigade, heute in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt. Gleichzeitig hat der Kaiser mit einer königlichen Order an den General bestimmt, daß das niederrheinische Füsilierregiment Nr. 39, dessen Chef der General bereits seit längerer Zeit ist, fortan den Namen General Ludendorff führen soll."

Herber Schmerz durchzitterte alle deutschen Herzen beim Lesen dieser Trauerkunde. Sie fühlten dumpf, daß dem deutschen Volke nichts mehr erspart bleiben werde.

Die Ansicht, daß er die Verfassungsänderung nicht mitmachen wolle, gehört in das Reich der Fabel. Er hat sie im Gegenteil empfohlen. Jederzeit bereit, unbekümmert um Personalfragen nur der deutschen Sache zu dienen, hat er sich auch der neuen Volksregierung loyal zur Verfügung gestellt.

Der Kaiser wurde bewogen, ihm sein Vertrauen zu entziehen, weil man in seiner charakterfesten, willensstarken Persönlichkeit ein unbequemes Hindernis auf dem Wege zur Revolution und zur kampflosen Kapitulation erblickte.

Jetzt, nach seinem Abgang ward erst recht offenbar, was dieser Mann in den langen Jahren unseres Kampfes und unserer Not für das deutsche Volk gewesen war:

Ein Feldherrngeist, der, um mit Stegemann zu sprechen, die Kriegführung im Zeitalter der Massenstrategie noch einmal hoch über das stumpfe Mordgeschäft erhebt, die Quelle der Kraft daheim und an der Front, der verkörperte Wille des deutschen Volkes, das Letzte an den Versuch zu setzen, Deutschlands Bestand und Freiheit vor der drohenden Gefahr des Unterganges zu retten. —

Wenn in der deutschen Heimat manche Kreise aus Unkenntnis oder blindem Haß den unersetzlichen Verlust noch nicht ermessen wollten, der das Volk betroffen, der Jubel der Feinde lehrte, daß sie ihn in seiner ganzen Bedeutung erfaßt hatten. Ludendorffs Hammer, von dem der englische Minister Balfour mit Schrecken gesprochen hatte, schlug nicht mehr. — Der Weg zur Revolution und zu Deutschlands Unterwerfung unter das Gesetz der Feinde war frei. — . — . —

Um mich in die Möglichkeit zu versetzen, ein möglichst unbefangenes, neutrales Bild der Persönlichkeit Ludendorffs entwerfen zu können, hatte ich mich zu Beginn dieser Arbeit an mir bekannte Freunde und Gegner des Feldherrn mit einer Umfrage gewandt.*) Ihnen auch an dieser Stelle für die Förderung meiner Skizze zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

Liebend gern würde ich alle mir zugegangenen Briefe unter einem Sammeltitel: „Briefe über Ludendorff" veröffentlichen. Ungemein reizvoll ist es, die Ausstrahlungen, die von großen Persönlichkeiten ausgehen, im Spiegel ihrer Umgebung einzufangen und zu beobachten, wie sich auch der Gegner bei aller Kritik doch dem Zauber eines freien starken Geistes nicht zu entziehen vermag. Aus mancherlei Gründen will ich diese Absicht zurückstellen.

*) Der Persönlichkeit und dem Werke Ludendorffs wird man nur dann volle Gerechtigkeit widerfahren lassen können, wenn man seine Tätigkeit im Rahmen der Gesamtkriegführung betrachtet und auch die Arbeit seiner Vorgänger unvoreingenommen bewertet. Eine im Herbst dieses Jahres erscheinende Schrift des Verfassers über den General Falkenhayn soll u. a. m. diesem Zwecke dienen.

Aus der Fülle der mir zugegangenen Briefe möchte ich hier nur einen dem Leser mitteilen.

Er ist von einem Untergebenen und Mitarbeiter des Feldherrn geschrieben, der durch lange Jahre hindurch und in wechselnden Lagen des Schicksals das Werden und Wirken Ludendorffs aus nächster Nähe beobachten und wie nur ganz Wenige einen Einblick in seine Arbeitsweise gewinnen konnte. Sein Urteil darf daher den Anspruch auf besondere Wertung erheben, sein Brief erscheint im hohen Grade geeignet, die in dieser Schrift gegebene Darstellung zu bestätigen und zu ergänzen und dem Bilde des Generals hie und da noch Licht und Farbe der Wirklichkeit aufzusetzen.

. . . „Ludendorff ist ein Mensch von eisernem Wollen, gepaart mit größtem Können. Er ist unzweifelhaft ein Genie ohne die Mängel eines solchen. Blitzschnell in der Auffassung, unerbittlich scharf in der Logik, von unermüdlicher Arbeitskraft. Es war für alle seine Untergebenen eine Lust, unter ihm tätig zu sein. Allerdings duldete er nie Menschen in seiner Umgebung, die sich nicht rückhaltlos in den Dienst der Sache stellten. Untergebene, die nicht ihr Letztes hergaben, konnten nicht unter ihm leben. Solche fanden sich kaum. Die Generalstabsschulung ließ sie nicht aufkommen.

Ludendorff war im Dienst ernst, aber von gewinnender Liebenswürdigkeit. Eine seiner stärksten Vorzüge war seine sich gleichbleibende Ruhe und Sachlichkeit auch in den allerkritischsten Augenblicken. Er hatte Nerven von Stahl. Er vertrug durchaus Widerspruch, wenn er in angemessener Form erfolgte. Ich habe es häufig genug erlebt, daß er nach einem Vortrag seine eigene Ansicht fallen ließ und sich der des Vortragenden anschloß.

Waren große Entschlüsse zu fassen, hörte er die Meinungen seiner Abteilungschefs und der ihm nahestehenden jüngeren Offiziere seines Stabes, widerlegte dann und wann und ließ seine eigene Meinung durchblicken. Dann brach er ab. Zur gegebenen Zeit erfolgte sein Entschluß in kurzer, prägnanter Form. Er übernahm und trug dann die volle Verantwortung. Ich habe nie gehört oder gemerkt, daß er, falls etwas schief ging, auch nur einen Bruchteil der Verantwortung auf andere

Schultern lud. Hindernisse, die sich innerhalb seines Befehlsbereichs ihm entgegenstellten, kannte er nicht. Sein Wahlspruch war: „Der Wille macht's". Mit seinem zähen Willen überwand er alle Schwierigkeiten. Er ließ nie locker. Ging es am Abend nicht auf die eine Art, hatte er sicherlich am nächsten Morgen einen neuen Weg gefunden um zum Ziel zu kommen. Ich habe ihn nie mutlos gesehen.

Seine Art zu arbeiten erregte immer von Neuem Erstaunen. Ein Blick, ein Hinhören genügte für ihn, um im Bilde zu sein. Sein phänomenales Gedächtnis auch für jahrelang zurückliegende Dinge erleichterte es ihm über die mannigfaltigsten Materien zu hören und zu urteilen. Sachen, die ihn interessierten, beherrschte er in kurzer Zeit. Ludendorff ist einer von den ganz wenigen, die das gehalten haben, was sie versprachen. Je länger man ihn kannte, je mehr man in ihn hineinsah, desto mehr wuchs er.

Menschlich und außerdienstlich war er das Oberhaupt eines sich nahestehenden Kreises. Lauteren Charakters gab er den harmonischen Ton an, der in seinem Stabe herrschte, dabei hatte er ein Herz für persönliche Fragen, volles Verständnis für jeden Wunsch seiner Untergebenen. Keinen ließ er mit unerfüllter Bitte aus seiner Stube. Bei Tisch neckte er gern. Wie herzlich konnte er lachen, wenn Herren seiner Umgebung auf einen Scherz, ein Witzwort hereinfielen!

Viele werfen ihm Eitelkeit vor. Welche Verkennung! Er wollte für sich, was ihm gebührte.*) Er ließ sich nicht gern zurücksetzen. Aber wie kann man einem Menschen Eitelkeit vorwerfen, der vier Jahre lang Deutschlands Heere von Erfolg zu Erfolg führte, dabei ganz im Hintergrunde blieb und dem Marschall den Ruhm ließ. Ja, mehr als das,

---

*) Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Ausspruch, den L. dem Berliner Vertreter der „Neu York World", Mr. Brown, gegenüber tat: „Schilt man mich, hier oder dort, das berührt mich nicht. Die immerhin gewaltige Arbeit, die Tag und Nacht auf mir lag, hat mich abgehärtet. Und mit dem großen Bismarck sage auch ich: „Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube und verzichte auf jede Zugabe."

er schob den Marschall immer wieder vor. Er wollte ihn zum Nationalheros machen. Er selbst ging jeder Anfeierung aus dem Wege. Wo er öffentlich erscheinen mußte, brach er schnell ab und kehrte an seinen Arbeitstisch zurück. Sein Verhältnis zum Feldmarschall war denkbar gut. Zwischen den beiden Männern bestanden bis zum 26. 10. 18, dem Tage an dem sie getrennt wurden, die herzlichsten Beziehungen, vollstes Vertrauen und Einvernehmen. Ich kenne keinen Fall, wo der Feldmarschall dem Ludendorffschen Rat entgegengehandelt oder versucht hätte, Entschlüsse umzustoßen. Dann und wann liest man, L. habe aus Ehrgeiz den Krieg geführt oder verlängert. Eine schuftige Verleumdung! Bei Kriegsausbruch stand er vollständig abseits. Er war Brigade-Kommandeur in Straßburg, beschäftigt mit den umfangreichen Vorarbeiten zu einer Mehl-(Verpflegungs-)reise. Er hatte auf die handelnden Männer in Berlin keinen Einfluß. Zwei Jahre hütete er unter schwersten Bedingungen mit kargen Kräften die Ostmark. Dann berief ihn der Kaiser, als wir im August 1916 am Rande des Abgrundes standen, zur Führung. Mit gewaltiger Energie stellte er die Lage her und führte die Mittelmächte zu neuen Erfolgen. Die Nachwelt wird einst staunen, wenn sie erfährt, mit wie geringen Mitteln der Feldzug in Rumänien 1916, gegen Italien 1917 geführt wurde. Welche Kühnheit und Verantwortungsfreudigkeit zu solchem Wagen gehörte!

Seit L. die Geschicke in der Hand hatte, dachte er nur daran, den Krieg zu enden. Er war keineswegs verhärtet gegen die Leiden seines Volkes, er hatte ein weiches Herz und litt unter all den furchtbaren Opfern, die jeder Tag von uns forderte. Aber er war sich klar darüber, daß der Krieg nur mit Sieg oder Niederlage enden konnte. Wie oft sagte er: „Zeigen Sie mir einen Weg zum Frieden, ich bin sofort bereit, ihn zu gehen". Aber der Weg war nicht da, weil die Entente den Krieg führte, um Deutschland zu vernichten, weil die Entente dies Ziel mit unerbittlicher Folgerichtigkeit verfolgte. So blieb für den sein Vaterland glühend liebenden Feldherrn nichts anderes

übrig, als die Kräfte des Volkes aufs Höchste zu spannen, um den Sieg zu erringen. Leider fand er bei den heimischen Behörden, abgesehen vom K. M., weder das nötige Verständnis, noch die nötige Hilfe. Immer mußte er die Heimat zu diesem oder jenem veranlassen, dies oder jenes fordern, dies oder jenes durchsetzen. Das gab dann das Geschrei vom Diktator Ludendorff. Wenn er es doch gewesen wäre! Wieviel leichter war dann die Kriegführung. So kämpfte L. allein, nicht nur gegen eine Welt von Feinden, er führte einen viel erschöpfenderen und aufreibenderen Kampf gegen die Indolenz und den Widerstand der heimischen Ministerien. Die Schrift des Oberst Bauer (Lokalanzeigerverlag) „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?“ trifft den Nagel auf den Kopf. Es war vielleicht der einzige Fehler L's., daß er nicht die diktatorische Gewalt an sich riß. Hieran hinderte ihn sein loyaler, königstreuer Sinn.

Wie recht L. mit seinem Urteil über die Friedensmöglichkeiten hatte, sehen wir jetzt. Wer es jetzt noch nicht glaubt, daß es sich nur darum handelte, Deutschland kurz und klein zu schlagen, ist nicht zu belehren. Das deutsche Volk hat jedem hergelaufenen feindlichen Agenten mehr geglaubt, als dem Mann, der jederzeit bereit war, sein Herzblut für es zu vergießen. In diesen Tagen wird das letzte Glied der Kette geschmiedet, die Eduard VII. begonnen. Phantasten glauben: jetzt kommen bessere Zeiten. Umgekehrt, jetzt fängt das Würgen an. Dann und wann eine Atempause, damit wir nicht ganz draufgehen, und dann geht das Steinigen von Neuem los. Die Strafe für den 26. 10. 1918, wo das deutsche Volk begann, seinen besten Mann mit Schmutz zu bewerfen, wird furchtbar sein.

Was soll ich Ihnen noch mehr schreiben. Ich stelle Ludendorff höher als irgend einen Menschen auf der Erde. Er ist ebenbürtig den größten Feldherren aller Zeiten. Er hatte das Unglück, daß er die moralischen Eigenschaften seines Volkes zu hoch einschätzte. Daß der deutsche Heldensinn dem Hunger und der feindlichen Lüge unterlag, daß ihm

und dem von ihm geführten Heere das eigene Volk seit Anfang 18 die Kraft nahm, um ihm im unglücklichsten Augenblick den Dolch in den Rücken zu stoßen."

---

2. Furor teutonicus.

In einem Sammelbande „Blätter vom Lebensbaum" *) der letzten Gabe des Dichters an sein Volk, hat uns Ernst von Wildenbruch eine Studie hinterlassen, die er „Furor teutonicus" genannt hat und die mit erschütternder Wahrheit die Tragik des deutschen Menschen und der deutschen Geschichte enthüllt. Aber wie der Dichter, der wie kaum ein anderer seine Künstlerhand am Pulsschlag des deutschen Volkes hielt, so können und wollen auch wir den Glauben nicht aufgeben, daß vor uns noch eine Zukunft liegt.

Daß unser Volk sich von dem Irrwahn, der ihm jetzt den freien Blick trübt, und der selbstmörderischen Zerstörungswut eines Tages frei machen wird, um mit der heiligen Glut des deutschen Idealismus und mit der ganzen gesunden Kraft eines noch werdenden, wachsenden Volkes an den Neubau seines staatlichen Lebens zu gehen. Der Weg des deutschen Volkes aber wird nur dann wieder zur Höhe gehen, wenn es sich zurückfindet zu nationaler Selbstachtung und Vaterlandsliebe und zur Einigkeit im Innern!

Noch eines tut not! In dem Kampf um die Erhaltung der Art, der, wie in der Natur so auch im Leben der Völker trotz aller schönen und hohen Menschheitsträume wahrer und vorgeblicher Pazifisten unerbittlich seinen Fortgang nimmt, können nur die Nationen bestehen, die auch in den Zeiten der Not und Enttäuschung treu zu ihren Führern stehen. Ein Engländer, der Schotte Thomas Carlyle hat uns in seinem Buche: „Helden und Heldenverehrung" vor Augen geführt, daß alle unverdorbenen, sittlich nicht entarteten Völker das seelische Bedürfnis haben, ihre Großen zu ehren! Die niedrigste Form der Dankbarkeit wäre diejenige, welche nur nach dem Erfolge bewertet. Einen Ausweg aus dem

*) Ernst von Wildenbruch, „Blätter vom Lebensbaum", Berlin 1910, Grotesche Buchhandlung. Mit einem Vorwort von Berthold Litzmann.

Irrgarten der Gegenwart wird unser Volk erst dann finden, wenn die Massen von ihrem heutigen, durch schwächliche Staatsmänner der alten und gewissenlose Volksverführer der neuen Zeit großgezüchteten Cäsarenwahn befreit und gewillt sind, führende Persönlichkeiten auf allen Gebieten wieder in ihre Rechte einzusetzen. Das ist die mahnende Lehre der deutschen Geschichte, die uns Meister Wildenbruch in seiner Erzählung vom „Furor teutonicus" vermittelt hat, und die kein Deutscher in diesen Tagen unseres nationalen Unglücks ohne tiefe innere Ergriffenheit wird lesen können.

„Es wird aus alter Zeit, aus dem Jahre 357 unserer Zeitrechnung, erzählt, daß, als Flavius Julianus, der später als Kaiser Julian der Apostat hieß, Cäsar des Reiches und Herrscher von Gallien geworden war, ihm die Germanen, die jenseits des Rheins saßen und durchaus über den Rhein herüberwollten, viel zu schaffen machten. Die trotzigsten unter diesen Hartschädeln waren die Alemannen, die sich am Bodensee und am Rhein, wo er aus dem Bodensee zu Tal strömt, an den Abhängen des Schwarzwaldes und im Schwarzwald selbst niedergelassen hatten und nun mit Gewalt in das Land hinüberverlangten, das später Allisaz genannt wurde und heute Elsaß heißt. Und weil Julian, der sich in Athen einen feinen Philosophenkopf zurechtstudiert hatte, neben diesem einen aber noch einen zweiten, einen Feldherrnkopf besaß, und mit der Hand, in der er den Schreibgriffel geführt hatte, auch das Schwert zu regieren verstand, nun einmal mit genau derselben Gewalt, mit welcher die Alemannen herüberverlangten, ihr Nichtherüberkommen wünschte, so mußte es notwendigerweise geschehen, daß die harten Köpfe von hüben und drüben aneinander rannten. Das geschah denn auch in besagtem Jahre, und zwar an der Stelle, wo Straßburg steht, mit einem solchen Krach, daß der Widerhall bis nach Antiochia, wo Kaiser Constantius saß, fortdröhnte; denn mit Staunen und Grauen erzählte man sich von Geschlecht zu Geschlecht von der großen furchtbaren Alemannenschlacht an den Ufern des Rheins.

Aus dieser Schlacht berichtet man nun ein sonderbares Vorkommnis: Knodomar, der König, führte den Gesamthaufen

der Germanen, und unter ihm befehligten sieben Häuptlinge oder Unterkönige. Das waren, da die Alemannen eine aus verschiedenen germanischen Stämmen zusammengesetzte Masse waren, die Häuptlinge jedes einzelnen Stammes. Als darauf die Heere aneinanderprallten, gewann die Sache für die Römer ein höchst bedenkliches Aussehen. Wie Wellenberge des Ozeans stürmten die Haufen der Alemannen, ungeordnet zwar, aber mit solcher Berserkerwut, so überschäumend von Kraft und Mut jedes einzelnen Mannes, auf die lanzenstarrenden Reihen der Römer an, daß diese mehr als einmal einen Schritt nachgaben und zurückwichen. Handspeer, Pfeil und Wurfgeschoß der Ballisten wüteten zwar in den beinahe nackten Scharen und warfen den brüllenden Ansturm wieder und immer wieder zurück. Aber sobald sie wieder zu Atem gekommen waren, und das Blut, das ihnen vom Haupte troff, sich aus den Augen gewischt hatten, setzten sie von neuem an, wieder erscholl ihr unermüdliches Kampfgeschrei, und wieder und immer wieder sprengten die Häuptlinge, hoch zu Roß, den Stürmenden voran. Nachdem man schon vom frühen Morgen bis spät in den sinkenden Nachmittag gestritten hatte, entstand unter den Germanen plötzlich ein Stocken und sodann ein wütendes Geschrei. Als die römischen Soldaten und ihre Führer das vernahmen, erbebte ihnen das Herz, denn sie dachten nicht anders, als daß die Germanen sich zu einem letzten entscheidenden Vorstoße rüsteten, und fragten sich bangend, ob sie auch dem noch Widerstand zu leisten Kraft genug besitzen würden.

Unter allen Römern aber war ein einziger, der nicht erblaßte, nicht erbebte, sondern im Gegenteil ein Lächeln, ein ruhiges, beinah vergnügtes Gesicht zeigte, das war Flavius Julianus, der Oberfeldherr selbst. Der hatte, als ein gelehrter Mann, die Geschichte Roms und die Kämpfe der Römer mit den Germanen seit Marius und den Cimbern und Teutonen studiert, hatte selbst, seit er in Gallien war, mehr als einmal mit Germanen gefochten, daher kannte er seine Leute und wußte, was das Geschrei da drüben zu bedeuten hatte. Während daher seine Umgebung in peinvolles Schweigen versank, klopfte er sein Pferd gemächlich auf den Hals und sagte:

„Die Sache ist erledigt und die Schlacht gewonnen; sie fangen an, sich selber aufzufressen." Dann schnippte er mit der Hand zu den tobenden Massen hinüber, und „furor teutonicus" sagte er, mit einem kurzen Lachen, das für die Alemannen nicht gerade schmeichelhaft klang. Und wie er vorhergesagt hatte, so geschah es, nach einiger Zeit zwar kamen die Germanen zum neuen Ansturm wieder heran, aber ihr Andrang war diesmal noch regelloser als zuvor; von den Häuptlingen, die voransprengend die einzelnen Haufen gelenkt hatten, war nichts mehr zu sehen; nur eine wüste Masse wälzte sich den Römern entgegen. Ein paar Kommandorufe auf römischer Seite — wie stählerne Keile drangen die Legionen von allen Seiten in den wogenden Haufen ein, zerhieben, zerrissen und zersprengten ihn, und als der Nachmittag zum Abend wurde, deckten Tausende von Alemannen mit ihren Leibern die Walstatt, andere Tausende verschlang auf ihrer Flucht der Rhein, die Alemannen waren in furchtbarer Schlacht furchtbar geschlagen und ihre Kraft für hundert Jahre gebrochen. Was war da drüben geschehen? Was hatte das Geschrei zu bedeuten gehabt? Als die Germanen bemerkten, daß all ihr Ringen und Bemühen zu nichts führte, ergriff sie jählings eine sinnlose Wut. Nicht gegen die Römer aber richtete sich diese Wut, sondern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, gegen sich selbst und „die Häuptlinge von den Pferden" ging plötzlich ein rasendes Geschrei durch die gesamten Massen. „Es geht uns schlecht und jemand will uns zur Vernunft reden! Das sind die Häuptlinge! Und die Häuptlinge reiten zu Pferde, während wir zu Fuß gehen! Niemand soll reiten, während andere gehen, niemand etwas voraus haben, alles soll zu Fuß gehen! Alles zusammen zugrunde gehen! Darum herunter mit den Häuptlingen von den Pferden! Herunter! Und also mußten die Häuptlinge von den Pferden steigen, wenn sie nicht herabgerissen werden wollten, also verloren sie den Überblick über ihre Haufen und die Möglichkeit, bald hier und bald dort zu sein, und also kam es, daß am Abend dieses Tages das mächtige Volk der Alemannen, soviel noch davon übrig war, sich wie ein Schwarm gehetzter wilder Tiere im Schwarz-

wald verbarg, während Knodomar, der starke König, als ein gefangener Mann die Reise nach Rom antrat. Nicht mehr lange hat er dort gelebt, der Gram fraß ihm am Herzen und die Erinnerung an den Augenblick, wo er den Sieg in Händen zu haben geglaubt hatte und wo sein eigenes Volk, sein selbstmörderisches, ihm den Sieg abspenstig machte.

Woher es nur kommen mag, daß ich so oft an diesen Vorgang denken muß, daß er mir wiederkehrt, so oft ich das düstere Buch aufschlage, das „deutsche Geschichte" heißt, mir wiederkehrt, nicht nur, wenn ich in die Vergangenheit, sondern auch, wenn ich in die Gegenwart blicke, wenn ich von den Kundgebungen deutscher Art bei kleinen oder großen Begebenheiten höre und lese, sei es die Kundgebung der Menge oder einer einzelnen Person. Woher es kommen mag, daß mir dann so oft das spöttische Lächeln Cäsar Julians wieder auftaucht und sein verächtliches „furor teutonicus", daß mir der Seufzer des sterbenden Knodomar wieder zu Ohren kommt: „Selbstmörderisches Volk." Ja — selbstmörderisch. Denn nicht etwa das feige Verlangen, aus der Schlacht zu entweichen und denen nicht mehr zu folgen, die in die Schlacht zurückriefen, nicht verräterische Untreue gegen die Führer, etwas ganz anderes war es, was diese Männer, diese germanischen, zu ihrem wütenden, rasenden, verrückten „Herunter von den Pferden" trieb, ein Gefühl, von dem man nicht weiß, ob es auch in anderen Nationen wohnt, das wie ein Kern des Wahnsinns in den Tiefen der germanischen Seele ruht und in der Stunde der Verzweiflung daraus emporwächst über Kopf und Verstand. Wenn es dem Deutschen nicht so geht wie er wünscht, daß es ihm gehen möchte, dann wird seine sonst so geduldige Seele plötzlich wild, der Berserker, der er vor tausend Jahren war, wacht wieder in ihm auf. Dann bedarf es nur eines leisen Anstoßes, des Flüsterwortes eines Verführers, des Hetzwortes eines Verhetzers, und die schwelende Glut springt plötzlich als Flamme auf,

der verhaltene Unmut wird plötzlich Wut und Raserei. Und was das schrecklichste, das wahnsinnigste an diesem Wahnsinn ist: nicht gegen den Dritten, den Fremden da draußen, gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen den Landsmann, gegen alles, was deutsch ist, gegen Deutschland richtet sich die Wut des verzweifelten Deutschen. Der Grimm der deutschen Seele ist der Grimm der allzuweichen Natur, in der die selbstzerstörerische Wollust wohnt, ihren Schmerz an dem auszulassen, was ihr in Wahrheit das Liebste, Höchste und Heiligste ist, dieses Liebste, Höchste und Heiligste zu beschimpfen, zu verletzen, zu vernichten; nicht aus kalter Überlegung, sondern aus sinnloser Wut des Schmerzes, die nur ein einziges, ein letztes noch kennt und weiß und will, selbstmörderisch zu verröcheln unter den Leichen von Vater und Mutter, sich zu begraben unter den Trümmern des eigenen Hauses.

Und unterdessen steht da draußen der Fremde, der Kluge, der Kaltblütige; mit höhnischem Lächeln horcht er auf das Schreien, Schimpfen, das Toben, dann schnippt er mit der Hand, „sie fressen sich selber auf", furor teutonicus.

Deutsche Geschichte — Deutsche Tragödie! . . .

